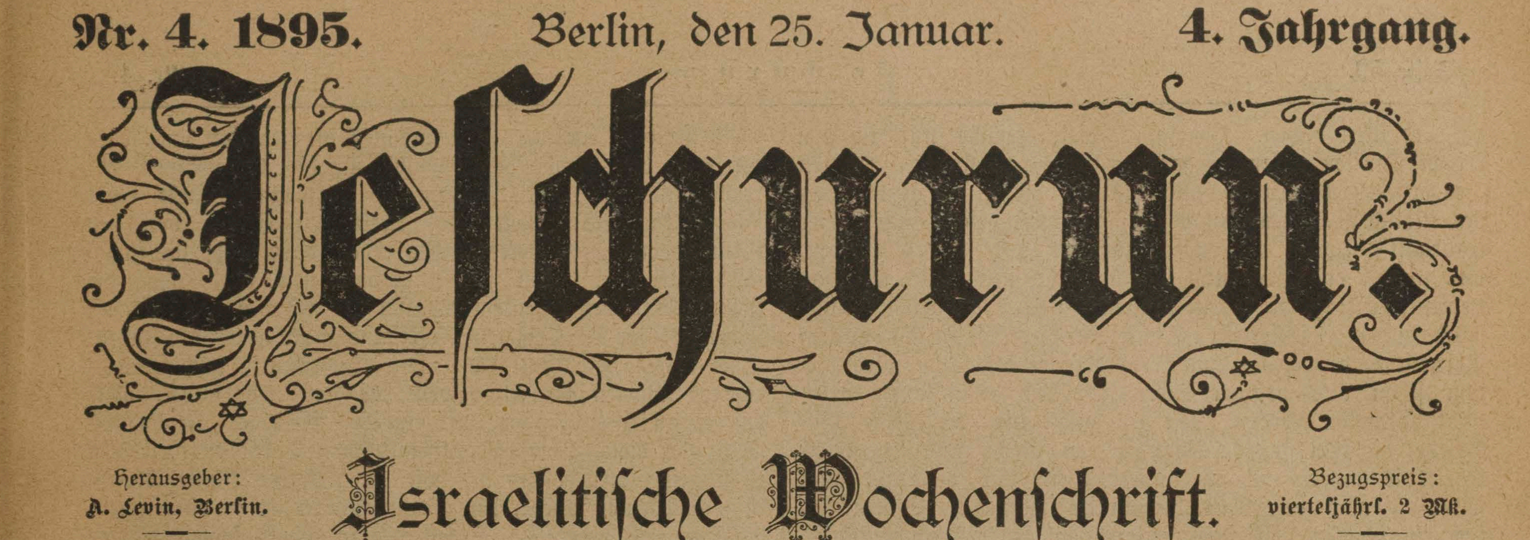
Nr. 4. 1895. Berlin, den 25. Januar. 4. Jahrgang.



Israelitische Wochenschrift.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expedition oder den Buchhandel.

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Unsere „Proletarier“.

Börne sagt irgendwo: „Verworfene Juden sind nicht schlechteren Herzens als verworfene Christen, und sie haben einen Vorzug: sie sind besseren Geistes“. Ob wir dem großen Menschenkenner beistimmen und ob es überhaupt Wahrheit ist, daß der eine vor dem andern im Geiste etwas zuvor habe, das bleibe unerörtert. Unbestrittene Wahrheit hingegen bleibt es immerhin, daß der gemeinere Jude den auf gleicher Bildungsstufe und unter gleich ungünstigen Verhältnissen stehenden Nichtjuden in seiner Denkungsweise überragt. Das Wort „gemeiner Jude“ gebrauchen wir hier im Geiste der verflossenen Ghettosprache und wollen damit keinen anderen bezeichnen, als jenes Mitglied des „vierten Standes“, das in zivilisierten Ländern kaum mehr anzutreffen, in den slavischen jedoch viel vertreten ist, — den sogenannten Proletarier, dem es von Hause aus an aller Bildung fehlt, dem jede Gelegenheit abgeschnitten, sich der bessern Gesellschaft nähern zu können, der in der Hütte drückender Armut geboren und im tiefsten Elende erzogen worden, der, um sein ärmliches Leben zu fristen, in der Regel nichts anderes zu unternehmen versteht, als mit dem leeren Sacke, mit leerer Hand, aber mit vollem Herzen Jahr aus, Jahr ein mit seinem „Nichts zu handeln?“ und mit nichts weiter als mit diesem himmelschreienden „Nichts zu handeln?“ von einem Hause zum andern zu laufen, oder nicht selten auch gejagt zu werden; — der mit dem drückenden schmerzvollen Bewußtsein jeder Aussicht, jeder Hoffnung auf Verbesserung seiner Umstände bar zu sein, hinaustritt aus seiner kaum bewohnbaren Stube des tiefen Elends mit der einen Bitte im Herzen und auf der Zunge, der liebe Gott möge ihm eine „Mezioh“ bescheren. Dieses Bild giebt uns den „gemeinen“ Juden, aber dieser Jude denkt. —

Sein Sorgen schon bekundet sein Denken. — Der in ähnlichen Verhältnissen, obschon noch immer nicht in den allzuerbärmlichen unserer Proletarier lebende Christ kennt die Sorgen für den einen Tag nur; er will heute leben und arbeitet heute; für ihn ist das Morgen eine späte Zukunft erst, und Thoren nur werden die sichere Gegenwart der so fernen unsicheren Zukunft opfern; sie genießen das Heute nicht selten auch zum Ueberdruß. Anders der „gemeine“ Jude. Er sorgt nicht blos für das Heute, für ihn giebt es auch ein Morgen, hat die Zeit eine weitere Ausdehnung; er mißt sie nach Wochen, nach Jahren und kennt den Genuß zum Ueberdrusse kaum dem Namen nach. Seine Sorge beschränkt sich nicht auf sein selbstisches Ich; er denkt, daß er nicht allein stehe auf Gottes großem Erdboden, in ihm lebt der Gedanke auch für die, die treu mit ihm den zehrenden Kummer teilen, und für die, die ihn „Vater“ nennen: — er sorgt für Weib und Kind. Nicht zu den Gemeinen mehr, zu den verworfensten, deren wir, Gottlob, doch nur wenige zählen, müßte er gehören, wenn er nicht auch schon die edlere Sorge trüge, seinen Kindern eine bessere Erziehung geben zu wollen, als er sie genossen. Es bleibt immer zum Staunen, und zu unserem Lobe sei es gesagt, es ist dies jüdischer Charakter, daß sebst die drückendste Not beim Juden nur in den seltensten Fällen hierin Schranken zu setzen imstande gewesen. — „Mein Kind soll das nicht werden, was ich leider sein muß!“ so spricht gewöhnlich der Proletarier; er will sein Kind glücklicher wissen, als er ist; — er denkt also für sein Kind.

So könnten wir unsern „gemeinen“ Juden, in allen den freien geräumigen, engen, schmalen Straßen, in den lichten und dunklen Gassen allen, die er zu durchlaufen hat, und in den unzähligen dunklen Durchhäusern auf Um-, vielleicht gar Unwegen begleiten, und wir würden ihn denkend finden.

Bei dieser Betrachtung müssen wir unwillkürlich auf unsern eigenen Wert etwas aufmerksamer werden, und gewissermaßen einige Selbstachtung für uns gewinnen, die wir seit kurzem aus unerlaubter Bescheidenheit oder — sonderbarerweise! — aus übermäßigem Stolze nicht zu beanspruchen uns getrauen, und endlich haben wir auf die Endursache zu sehen, der wir von jeher die befriedigende Selbstachtung

zu verdanken haben. Gewiß ist diese Ursache nur in den reinen Quellen unserer erhabenen Gesetze zu finden, zu deren Träger Israel berufen, und das sich bis in die letzte Faser des jüdischen Herzens, ohne daß man sich dessen auch immer wahrhaft bewußt ist, tief inkarniert und Wurzel gefaßt, und so auf das Herz und Gemüt, auf den Geist und das Leben Israels den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt. Was selbst in dem zivilisiertesten Staate nur durch die Furcht vor dem Polizeistocke abgehalten und verhindert werden kann, wird von ihm schon aus heiliger Scheu vor dem himmlischen Gesetz nicht begangen werden. Ist es nicht auch die Liebe zum Gesetze, die ihm gewisse Begriffe von Recht und Biederkeit lehrt, die andern nur auf andere Weise und beiläufig auch selbst da noch vergebens beigebracht werden? Scheint es fast unglaublich, so steht sie doch da, die erfreuliche Wahrheit, daß nicht gar selten ein „Handelsjude“ sich zur heiligen Aufgabe macht, den zehnten Teil seiner müh- und sparsam erworbenen paar Groschen zu guten frommen Zwecken zu verwenden, ohne sich in das Wissen so hoch verstiegen zu haben, um die Deutung des „Asser bisch'wil schetiss'ascher“*) zu kennen. — Ein Zehnteil des Hausiererewerbes auf dem Altar der Wohlthätigkeit dargebracht, ist wahrlich ein Opfer, das dem jüdischen Herzen Ehre macht. Ist es nun eine Selbsthudelei, wenn wir von uns sagen: „Die Kinder Israels sind barmherzig?“ Kann die böse Zunge des Neides uns dieses Lob absprechen? Wenn auch hier und da, und jetzt wohl öfter und mehr denn sonst, — was wir mit Schmerz gestehen müssen, — gar manche auf dieses Prädikat nicht mehr Anspruch machen können, so stehen sie doch noch immer als vereinzelte Ausnahmen da, im allgemeinen ist Israel das alte Israel noch: es besitzt noch Tugenden, die man an anderen Stellen vergebens suchen würde, es hat seinen bessern Sinn noch immer nicht eingebüßt. Möge er nimmer erlöschen in den „oberen“ und den „unteren“ Ständen!

Zur Disputation in Erfurt.

Inbezug auf die Kriegstaktik im antisemitischen Heereslager ist wiederum eine Neuerung zu verzeichnen, die einer besonderen Erwägung wert erscheint. Wo jetzt irgend eine Abwehr von Juden auf die oft perfiden und noch viel öfter verleumderischen Angriffe seitens der antisemitischen Lügenfabrik erfolgt, da kann man sicher sein, in der kürzesten Frist diese Abwehr zu einem Angriffe auf das Christentum umgestempelt zu sehen. Der Grund für ein solches Vorgehen liegt auf der Hand. Die Antisemiten sind in ihrem Namen wie in ihrem Treiben ebensowenig deutsch wie christlich, oder beides genau in demselben Maße wie ihr Name. Für die breite Masse des Volkes ist es indes nötig ein Aushängeschild zu haben, das nach außen lockt, nach innen deckt, d. h. das ihm, indem es seinem National- und Pietätsgefühle schmeichelt, die selbstsüchtigen Triebfedern dieser traurigen Geschäftsleute verbirgt. So möchten die letzteren um jeden Preis in den Juden das Gefühl für die Erhabenheit des Judentums vernichten, indem sie fortwährend mit einer bodenlosen Unwissenheit und Dreistigkeit cynisch von den Grundsätzen dieses Bekenntnisses reden, dabei aber sich fuchswild geberden, wenn ihnen nachgewiesen wird, daß die Grundlehren des Christentums sich bis auf den Glauben an seinen Stifter als Propheten, vollständig mit denen des Judentums decken, wie denn das „Alte Testament“ nach Luthers eigenen Worten das Fundament für das neue bildet, ohne das es gleichsam in der Luft schwebe. Auch der „Jeschurun“ weiß von dieser neuesten antisemitischen Taktik ein Liedchen zu singen. Neuerdings ist, wie in unserem Blatte bereits kurz angedeutet wurde, der gleiche Fall in Erfurt eingetreten, wo Herr Rabbiner Dr. Salzberger in ebenso schneidiger wie überzeugender Weise die Herren abführte, um selbstverständlich von ihnen nun als derjenige denunziert zu werden, der das Christentum angreife. Der Polemik lag die Thatsache zu Grunde, daß ein dort gebildeter Verein zur Bekämpfung der Unsittlichkeit die Juden ostentativ ausgeschlossen hat. Herr Salzberger hatte dagegen im „Allgemeinen Anzeiger“ eine Erklärung erlassen, die dem „Thüringer Volksblatt“ die Gelegenheit gab, auch einmal sein polemisches Licht leuchten zu lassen. Aus der Erwiderung des Herrn Dr. Salzberger, mögen die folgenden Stellen hier ihren Platz finden, um zu zeigen, in welcher Weise von dem „Thür. Volksbl.“ und seinen Anhängern in „Christentum“ gemacht wird. Herr Dr. Salzberger schreibt u. a.:

„Wenn ein anschwellender Fluß die Dämme zu durchbrechen droht, dann wird man nicht durch Paragraphen bestimmen, wer Hilfe leisten darf; man wird vielmehr soviel kräftige Hände als irgend möglich aufbieten, um das verderbliche Element abzuwehren. Unsittlichkeit ist für jede Gesellschaft eine so große Gefahr, daß zu deren Bekämpfung sich alle irgend verfügbaren Kräfte vereinigen müssen. Man erteilt uns den Rat, wir Juden mögen doch auch einen solchen Verein und zwar auf dem Boden der mosaischen Sittlichkeit, gründen. Bei einem solchen Vereine würde, dafür bürge ich, eben auf Grund der mosaischen Sittlichkeit, die betreffende Satzung lauten: Mitglied des Vereins kann jeder unbescholtene Einwohner Erfurts und der Umgegend werden. Also, weil es im § 2 heißt: „Der Verein steht auf dem Boden der christlichen Sittlichkeit,“ darum hat man die Juden nicht zulassen können. Wenn das Wort „christlich“ nicht in antijüdischem Sinne, sondern in seiner erhabenen ethischen Bedeutung verstanden wird, dann kann es kein Hindernis für die Aufnahme von Juden sein, welche sich doch zu denselben Moralsätzen bekennen, wie ihre christlichen Mitbürger. Das Hindernis liegt nicht in der Tendenz des Vereins, sondern nur in den Vorurteilen seiner Begründer, die jede Gemeinschaft mit Juden perhorreszieren und deren Sittlichkeit so gering anschlagen, daß sie sich von ihrer Mitarbeiterschaft keinerlei Förderung versprechen.

Diese meine Annahme bestätigt vollauf die wegwerfende Art, in welcher sich das „Thür. Volksbl.“ über die Sittengesetze und das sittliche Leben der Juden ausgelassen. „Da es sich aber“ — so heißt es daselbst — „bei Bekämpfung der Unsittlichkeit gerade um die Sünden des sechsten (7.) Gebotes handelt, das dem jüdischen Mitbürger so äußerst weite Grenzen gestattet, durfte Herr Dr. Salzberger sich wohl nicht so beleidigt gebahren &c.“ Aber wo in aller Welt findet

---

*) Das Gebot, den Besitz zu „verzehnten“, d. h. ein Zehntel desselben wohlthätigen Zwecken zu widmen, beginnt mit den Worten: „Asser teasser“ (verzehnten sollst Du u. s. w.)“. Unsere alten Lehrer, die ein gutes, durch den Charakter der hebräischen Sprache unschwer gegebenes Wortspiel sich nicht leicht entgehen ließen, bemerken hierzu: „Asser“ — verzehnten sollst Du — „bisch'wil schetiss-ascher“ — auf daß Du reich würdest.

sich auch der geringste Anhalt dafür, daß das sechste (7.) Gebot dem Juden äußerst weite Grenzen gestattet? Kann man gegen Ehebruch noch strenger verfahren, als Levit. 20,10 vorgeschrieben ist? Mit den Worten: „Du seist mir geheiligt ꝛc.“ ehelicht der Israelit sein Weib, und alle biblischen und talmudischen Vorschriften bezüglich der Ehe zielen darauf ab, ihr den Charakter der Reinheit und Heiligkeit zu wahren, sie vor jedem Sündenhauch zu schützen. Wer hier von „äußerst weiten Grenzen“ redet, der hat weder von den jüdischen Ehegesetzen noch von dem innigen, keuschen Familienleben der Juden eine blasse Ahnung.

Der Schreiber des Artikels „Zur Abwehr“ meint, daß ich die Bergpredigt nicht zu kennen scheine oder scheinen will, sonst würde ich nicht gewagt haben, die jüdische Moral mit der christlichen zu vergleichen. Als ich vor vielen Jahren die Bergpredigt zum erstenmale las, freute ich mich innig, die mir vom Alten Testament und vom Talmud her wohlbekannten, erhabenen Gedanken hier wiederzufinden. Ich habe die Predigt seitdem wiederholt gelesen, aber ich konnte mich dabei, besonders in den letzten Jahren, des wehmütigen Wunsches nicht erwehren: Wenn doch etwas von der hier gepriesenen Friedfertigkeit und Sanftmut in die Herzen derer einziehen wollte, welche so frisch und fröhlich schmähen, hetzen und zu grimmigem Hasse aufstacheln! Andere Blätter, wie die „Deutsche Wacht“ in Dresden und die „Deutsche Ostwacht“ in Breslau, finden in meiner Behauptung, daß die Gebote der Moral, die das Christentum predigt, von alters her den Juden heilig waren, eine Herabwürdigung der christlichen Religion! Warum soll denn das Judentum, auf dessen Boden so herrliche Blüten göttlicher Moral gediehen sind, nicht noch andere von gleicher Schönheit hervorgebracht haben? Welche Tochter wird sich dadurch gekränkt fühlen, wenn man auch an ihrer Mutter gute Eigenschaften und edle Tugenden rühmt? Die innige Verwandtschaft beider Religionen ist, wenigstens inbezug auf Moral, so augenfällig, daß für den, der sehen will, jeder Beweis überflüssig ist.“ —

Ohne auf diesen Punkt näher eingehen zu wollen, sei hier nur auf das hingewiesen, was den geoffenbarten Religionen als Fundament aller Moral gilt. Hier herrscht zwischen Christentum und Judentum die vollkommenste, wir können beinahe sagen, die wörtlichste Uebereinstimmung. Nach der bekannten Stelle (Matth. 22, 35—40) richtet ein Schriftgelehrter an Jesus die Frage, welches das vornehmste Gebot sei? Die Antwort lautet: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten.“ Wir setzen noch eine andere damit verwandte Stelle her: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Propheten.“ (Das. 7,12.) Diese beiden Sätze von Gottes- und Menschenliebe, nur noch mit Voranstellung des „Höre Israel ꝛc.“ (Deuter. 6,4) enthalten auch für die Juden die Fundamentallehren ihrer Religion und Moral. Den einen Satz: „Du sollst lieben den Herrn deinen Gott ꝛc.“ spricht der gläubige Israelit zweimal täglich, es ist die Pfostenschrift an der Thüre seines Hauses. Bezüglich des Satzes von der Menschenliebe lassen sich zwei der hervorragendsten Gesetzeslehrer, von welchen der eine, Hillel, kurz vor Chr. Geburt, und der andere, R. Akiba, einige Dezennien später gelebt, und welche für die Entwickelung des nachbiblischen Judentums von bleibendem Einflusse gewesen, also vernehmen: Ein Heide kam zu Hillel und sagte zu ihm: „Lehre mich in kürzester Zeit das ganze Gesetz?“ Darauf Hillel: „Was du nicht willst, daß es dir geschehe, das thue auch deinem Nächsten nicht, dies ist das ganze Gesetz; alles übrige ist nur Erläuterung.“ (Babl. Sabbat 31a). Und R. Akiba: „Du sollst deinen Nebenmenschen lieben, wie dich selbst, dies ist der wichtigste Grundsatz der Lehre.“ (Siphra zu Levit. 19,18). Lassen diese Aussprüche nicht deutlich genug die innige Verwandtschaft zwischen christlicher und jüdischer Moral erkennen? Diese Thatsache ist von berufenen Vertretern des Christentums, von Kirchenvätern, Päpsten, Bischöfen und ausgezeichneten Gelehrten unverhohlen anerkannt worden. Luther, der sich doch, namentlich in seinem Alter, zu den Juden nicht sonderlich freundlich gestellt hat, trug kein Bedenken zu erklären: „Die Synagoge hat die Erstgeburt, denn aus ihr ist Christus kommen, die Apostel und das Wort, und nicht aus den Heiden. Denn das Heil ist aus den Juden. (Joh. 4,22). Darum soll man heutigen Tages die Juden nicht verachten ꝛc.“ (T. VIII.) In seinem Werke „Vom Geiste der hebräischen Poesie“ schreibt Herder in der Einleitung: „Der Grund der Theologie ist die Bibel und der Grund des Neuen Testaments ist das Alte. Unmöglich verstehen wir jenes recht, wenn wir dieses nicht verstehen.“ Sollte es den Herren, welche die alttestamentliche Moral in so wegwerfendem Tone als eine inferiore bezeichnen, unbekannt sein, mit welcher Ehrfurcht ausgezeichnete Bibelforscher neuerer Zeit von derselben reden? Doch wozu sich erst auf Autoritäten berufen? Sehe ein jeder selber ein und er wird im Neuen Testament selbst diese Ehrfurcht gegen das Alte finden. Was wollen die wenigen Punkte, in denen es ihm widerspricht, bedeuten, gegenüber den unzähligen Stellen, in denen es sich auf dessen Autorität stützt. Eben in dem Kapitel der Bergpredigt ist zu lesen: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe.“ Das ist doch sicher keine Zurückweisung, sondern die feierlichste Rechtfertigung des Alten Testaments. Die Moral — nur von dieser reden wir hier — soll nicht blos in trockenen Sätzen gelehrt werden, sondern vor allem in Menschen, die ein ungewöhnliches Maß von sittlicher Kraft erlangt, gleichsam verkörpert erscheinen. Darum führt die Bibel uns eine stattliche Zahl solcher ethisch hochentwickelter Persönlichkeiten vor. Wenn nun diesen biblischen Vorbildern so wenig versittlichende Kraft innewohnte, so würde man sicherlich nicht die gesamte christliche Jugend mit dem Leben der Erzväter und Propheten so wohl vertraut machen.“ —

Nachdem nun Herr Dr. Salzberger gezeigt, in welcher Weise er sich des längeren darüber geäußert, was die Moral im gemeinverständlichen Sinne von allen Menschen fordert, wendet er sich gegen die antisemitischen Hetzer, indem er betont, daß mit Verdächtigungen und Verleumdungen, mit Verdammung und Ausschließung kein Mensch gebessert werde, und fährt dann fort: „Es ist bedauerlich, so viele Worte machen zu müssen, um die einfachste und selbstverständlichste aller Wahrheiten zu erweisen: daß wir Menschen zum Lieben und nicht zum Hassen da sind. Wozu darüber streiten,

welcher Kanon der bessere, göttlichere sei? Es wird immer ein müßiger, nie zu schlichtender Streit bleiben, wie der um den echten der drei Ringe. Es besitzt jede Religionsgesellschaft in ihren heiligen Schriften einen solch reichen Schatz ethischer Lehren, daß, wenn sie nur genau von allen befolgt würden, der Stand der Welt ein vortrefflicher sein müßte. Anstatt also über den Weg, der am ehesten zum Heil führt, zu rechten, betrete ihn lieber ein jeder selber und trage an seinem Teile bei zur Beruhigung der Gemüter und zur Gesundung unserer zerfahrenen politischen und sozialen Verhältnisse; das wäre zweifellos — sittlich.

Auf das Sündenregister, wie „Wucher, Spionage, Mädchenhandel, Frauenschändung u. s. w." — mit dem u. s. w." ist vermutlich Kinderabschlachtung gemeint — welches der Verfasser des Artikels den Juden vorhält, näher einzugehen, kann ich mir wohl erlassen. Ich kann mir nicht denken, daß es allzuviel solcher Narren giebt, die sich derlei gruselige Geschichten aufbinden lassen. Wenn einzelne Juden wegen Wucher, Betrug und Unsittlichkeit verurteilt worden sind, wer darf deswegen schon über alle Juden den Stab brechen? Wenn sich irgend ein Jude herausnehmen würde, für das Treiben eines Leuß, den doch tausende von Wählern in den Reichstag geschickt haben, damit er daselbst für Recht und Sittlichkeit eintrete, die Kirche verantwortlich zu machen, welch ein Sturm der Entrüstung — und das mit Recht — würde sich darob erheben! Der Prozeß Leuß und der jüngst wegen betrügerischen Bankerotts verurteilte Zöllner in Würzburg und hundert andere Prozesse, welche jahraus jahrein die Gerichte beschäftigen, beweisen nur, daß die Kirche ebensowenig die Macht hat, lauter ehrliche und sittliche Menschen zu erziehen, wie die Synagoge. Darum möchte ich die Herren recht sehr bitten, ehe sie solche schwere Anschuldigungen einer ganzen Religionsgesellschaft entgegenschleudern, sich doch zuvor die Stellen: Matth. 7, 3 und Joh. 8, 7 anzusehen."

Wir können dem mutigen und energischen Vorgehen des Herrn Dr. Salzberger nur Beifall zollen, befürchten aber, daß ihm der Dank dafür in einer Quittung zuteil werde — von „befreundeter" Seite — wie sie dem „Jeschurun" geworden, und sind in der That begierig darauf, wie die unseren Lesern bekannten „Freunde" sich zu den Auslassungen des Herrn Dr. Salzberger stellen werden. M.

Der „Ausnahmsjude".

Ein Ruf aus Wien von Dr. M. Friedländer.*)

Wer von uns kennt ihn nicht, diesen Typus, wer aber hat den Mut, ihn zu kennen? Wir bilden den dunkeln Hintergrund, von welchem er sich glanzvoll abhebt; er aber wirft nicht nur nicht den kleinsten, wohlthuenden Strahl auf uns zurück; uns trifft vielmehr nur sein Schatten, und dieser ist ebenso dick, als tief beschämend. Wir bilden ihm die Leiter, auf deren Sprossen er fein bedächtig emporklimmt, und ist er hinaufgekommen, dann ist der Lohn: Fußtritte — wir verschwinden hinter ihm im wesenlosen Scheine. Er aber ist der „Ausnahmsjude", und als solchen fördern ihn gern unsere Feinde, um einerseits ihren „Liberalismus" dokumentieren und andererseits desto schärfer die uns angedichteten Fehler und Laster verurteilen zu dürfen. Man protegiert eifrig den einzelnen, der einem paßt, um die Massen, denen ungleich mehr Moral, Ehrlichkeit und Biederkeit innewohnt, ungestraft verdammen zu können. Dieser einzelne aber läßt sich in seiner nackten Selbstsucht gern die Auszeichnung gefallen, sich mit Freuden zum „Ausnahmsjuden" promovieren, und belohnt dafür seine Protektoren mit frommem Augenverdrehen, welches sagen will: Wie tief beklage ich es, daß meine Glaubensgenossen nicht so brav sind, wie ich selbst!

Was ein solcher „Einzelne" doch für ein bevorzugtes Wesen ist, und was wir kleinen Leute naiv und selbstlos sind! Wir freuen uns kindlich, ihn von Stufe zu Stufe emporsteigen zu sehen, begleiten seinen Aufstieg mit unseren aufrichtigsten Wünschen; dabei kommen wir selbst immer tiefer hinunter, und schon im Ghetto angelangt, fällt es uns noch immer nicht ein, ihn zu fragen, ob er sich jemals als Jude seiner Pflicht gegen die Glaubensgenossen erinnert habe, ob er sich deren jemals auch nur erinnern wollte? Und wer hätte mehr Gelegenheit, als er, der ja des Umgangs der Hochmögenden gewürdigt ist, ein wahres und kräftiges Wort für seine täglich und stündlich so unmenschlich angefeindeten und verleumdeten Glaubensgenossen einzulegen? Aber Gott bewahre, der Mann leistet ja schon genug, daß er Jude ist! Wir sonnen uns an seinem Glanze und wärmen uns an seinen Strahlen! . . . Wie schade nur, daß dieser Glanz nur Flecken auf uns wirft, diese Strahlen uns nur anfrösteln. — Dieser „Prachtjude" aber, dessen Bedeutung darin besteht, daß er Jude ist, möchte in seiner Unnahbarkeit noch dafür Anerkennung haben, daß er — im wohlverstandenen eigenen Interesse — Jude ist. — Und warum sollte er diese Anerkennung nicht beanspruchen wollen, wenn wir so — — demütig, fromm sind, sie ihm freiwillig zu zollen? . . . .

Sehen wir doch einmal nach, wer hier die Abwehr gegen den bleidrückenden Antisemitismus führt, wo sind hier die oberen Zehntausend, um derentwillen eigentlich „der Wilde vor den Mauern tobt", zu finden? Stehen wohl in den vorderen Reihen der Kämpfenden die Spitzen der „weltbeherrschenden" jüdischen Haute finance? Etwa die bei den Herren Sektions-Chefs und Ministern ein- und ausgehenden jüdischen Geldbarone, Hofräte, Regierungsräte ꝛc.? Mit nichten! Das sind lauter „Ausnahmsjuden", will sagen, die Tolerierten von anno bazumal, nur fehlt der innere Adel. — Und was haben diese „Prachtjuden" mit der misera plebs contribuens zu schaffen, die nur zu leisten und zu leiden hat! Es scheint, daß es ein angenehmes und gewissermaßen auch erhebendes Bewußtsein ist, bei einem stürmischen Wetter auf dem Isolierschemel zu stehen und auf die verheerenden Wirkungen zu ihren Füßen in den unteren Schichten niederzuschauen, zumal diese zu dem „Ausnahmsjuden" wie zu einem Fetisch verehrungsvoll emporschauen und dieser von ihren Lippen die Worte: morituri te salutamus herunter zu lesen glaubt. — Man blicke dagegen nach Paris, London, Berlin, oder auch nur nach dem benachbarten Budapest. Was die Judenschaften dieser Städte an Intelligenz, Stellung, Einfluß und Reichtum beherbergen, alles steht im

*) In einem Unsre „Großen" überschriebenen Abschnitt, den der Autor selbst als „ein trauriges Kapitel von den Ausnahmsjuden" bezeichnet, geht der in litterarischen Kreisen bekannte Verfasser in der Wiener „Wochenschrift" mit der Indolenz unsrer „oberen Zehntausend" sehr scharf ins Gericht. Der Autor hat blos die Wiener Verhältnisse im Auge, allein wir sind der Meinung, daß man diese Zeilen auch in Berlin und — anderswo lesen darf. — Red.

Dienste der schwer angefeindeten jüdischen Sache; die Spitzen der jüdischen Bevölkerung sitzen dort in den Vertretungen der jüdischen Gemeinde. Wie sieht es dagegen in Wien aus?... Hätte ein böses Geschick ein Tisza-Eszlar über uns verhängt, die Verheerungen und Verwüstungen wären unberechenbare und irreparable gewesen; die ungarische Judenschaft hingegen hat diese Pest rasch und gründlich überwunden und sie schon nach wenigen Monden zu einem halbverklungenen Märchen gemacht — und warum? Weil sie alle wie ein Mann in den Kampf gegen die Schändung des jüdischen Namens eintraten.

Es gab allerdings eine Zeit — und die ist noch gar nicht lange her — wo auch bei uns die ersten Männer der Stadt in dem Vorstand der Kultusgemeinde saßen. Damals war es die höchste Ambition eines jeden ernst strebenden, zu äußerer Stellung gelangten Mannes, in dieser illustren Gesellschaft als Mitarbeiter aufgenommen zu werden. Als aber zu Ende der siebziger Jahre der innerlich morsche Antisemitismus in Sicht kam, da nahmen die Dinge rasch eine andere Wendung. Die einen fanden den traurigen Mut, gänzlich aus dem Judentum zu verschwinden, die anderen schlichen sich sachte aus der jüdischen Gemeindestube. — Ein Typus der letzteren mag hier mit wenigen Strichen gezeichnet werden.

Es war ein Mann in noch jungen Jahren, der es als Jude ziemlich weit gebracht hatte und dem es schmeichelte, einem Kreise, und wäre es auch einem rein jüdischen, wo ein Kuranda, Kompert, Königswarter und andere saßen, angehören zu dürfen. Das war nun recht schön und bequem, solange alles noch glatt ging. Da begann sich der Horizont zu verdüstern, und ein fernes Wetterleuchten verkündete ein nahes Gewitter. Eines Tages wurde unser „Ausnahmsjude" — denn ein solcher war er — von einem christlichen Kollegen folgendermaßen apostrophiert: „Aber, lieber Kollege, was machen Sie denn eigentlich in der Kultusgemeinde? Thun Sie dort etwa Schofar blasen?" Das war offenbar für einen rechten Juden fin de siècle zu viel. Auf sein Verschwinden aus der jüdischen Gemeindestube folgte unmittelbar die Apotheose. Er schwang sich auf den viel umstrittenen Isolierschemel. Seitdem blickt er mit olympischer Ruhe von der Höhe seiner Ausnahmsjudenschaft hernieder auf die Verheerungen, welche das antisemitische Ungewitter unter seinen im Kampfe gegen dasselbe sich aufreibenden Glaubensgenossen täglich und stündlich anrichtet.

Auf der einen Seite entziehen sich also die Hochvermögenden dem Kampfe, als ob er ihnen gar nicht gelte; auf der andern wieder keucht schwer etwa ein Dutzend schwacher Menschen, welchen neben ihrem Ringen um den Erwerb alle Lasten, alle Führung des Gemeinwesens aufgebürdet werden.

Man gehe doch nur die jüdischen Vereine alle durch, und man findet überall dieselben paar abgehetzten Personen an der Arbeit — die aber auch darnach ist. So lange solche Zustände herrschen, so lange man sich nicht allerorten aufrafft, so lange nicht die „Ausnahmsjuden" von der Bildfläche verschwinden, so lange wird und kann es nicht besser werden.

Was ist nun zu beginnen? Alle ernsten, charaktervollen jüdischen Männer, gleichviel ob sie auf einer höheren oder niederen Stufe der sozialen Leiter stehen, müssen sich zusammenthun und den eindringlichen, nicht überhörbaren Ruf ergehen lassen: Alle Mann an Bord! Mit Donnerstimme muß er erschallen, daß selbst die Schwerhörigsten ihn vernehmen müssen. Es muß einmal klar zu Tage treten, wer verläßlich, wer zu uns und wer zu unseren Feinden gehört. Wer dann noch zaudert, zurückweicht und sich verkriecht, der hat sich selbst gerichtet, sich selbst gebrandmarkt! Seine von nun ab in Mißkredit gekommene Ausnahmsjudenschaft tilgt ihm die Schmach nimmer weg. Er ließ das Heiligste, was ein Mensch besitzt: seinen Gott, seine Eltern und Geschwister, sich selbst lästern und beschimpfen, ohne sich dabei zu regen, — er ist ein Feigling. Und es ist gut, wenn wir solche mattherzige Menschen aus unserer Mitte ausscheiden.

Wenn wir so gereinigt und geeinigt, so würdevoll vertreten dastehen werden, dann wird der innerlich hohle Antisemitismus, diese aus dem mittelalterlichen Grabe aufgestiegene Mumie, die nur von unserer Zerfahrenheit und Zerrissenheit ihr sündhaftes Dasein fristet, in sich zusammenbrechen. Denn Cassius hat recht: „Cäsar wäre kein Wolf, wenn die Römer keine Schafe wären".

Dr. Adolf Jellinek.

Gedenkblatt zum ersten Jahrzeitstage.

Von Dr. Julius David, Preßburg.

III.

An der Hand eines talmudischen Nachrufes habe ich bisher Herrn Dr. Adolf Jellinek als karja wetanja, als Gelehrten und Lehrer, vorgeführt, dessen hohe Bestimmung bereits das Wunderkind verriet. In noch viel größerem Maße gilt von ihm das andere preisende Wort, das man dem alten Talmudweisen nachsendete: u-paitan we-darschan, ein Dichter und Redner. Dichter und Redner sind verwandte Seelen, indem beide die Darstellung der Ideale und die Begeisterung für dieselben zur Aufgabe haben, beide mit schöpferischem Geiste, mit kräftig-frischer Phantasie und mit reichem Gemüte arbeiten müssen. Das unermeßliche Reich beider ist der Gedanke, ihr geflügeltes Werkzeug das Wort, ihre bewegende Macht die vollendete Form, durch welche sie erregen, erwärmen, erleuchten und der Denk- und Sinnesweise des Menschen die Richtung auf das Schöne, Gute, Edle und Wahre geben.

Jellinek war ein rednerischer Dichter oder dichterischer Redner, weil man an seinen Reden nicht nur die Tiefe des Denkers und den Lichtglanz des Idealen, sondern auch die heilige Glut der Phantasie, die fesselnde Form und die gewählteste Sprache des Dichters beobachten kann. Wie die erste öffentliche Verkündigung von Gottes Macht, Größe und Gerechtigkeit, wie die erste für alle Zukunft bestimmte Belehrung über Gottes Walten und Regieren nach der Befreiung Israels aus Egypten in eine Schira, in ein poetisch geformtes und gegliedertes Gewand gekleidet wurde, so daß gleichsam nach einer psalmistischen Metapher, das Rauschen der Gewässer, der Wellenschlag des Roten Meeres mit dem rhytmischen Gotteslied gleichklingend zusammenfiel, so sind Jellinek's Reden rhetorische Poesien, gewaltige Epen oder didaktische Oden, getragen von reichem Inhalt und kräftigem Ausdruck, von edelster Form und höchstem Schwunge, von herrlichem Gleichklang und prächtiger Gewandung, von ge-

hobener Sprache und angenehm rauschendem Flusse, mit innerer Begeisterung von dem Lehrer vorgetragen, Begeisterung nach außen hervorrufend, sich einwurzelnd in Herz und Geist des Hörers, sich festsetzend in seinen Willen und sein Denken, ihn mächtig ergreifend, erschütternd, bestimmend und bezwingend. Wenn daher Rabbi Abuha erklärt: Das Wort Gottes an Moses: „Ich werde dich lehren, was du reden sollst", heiße: „Mein Wort wird in deinem Munde ein Pfeil sein", so glich auch Jellinek's Rede in und aus seinem Munde durch den gewaltigen Flug, die wunderbare Fassung, die zielsichere Tendenz und die überaus treffliche Vortragsweise dem dahinfliegenden Pfeile, weittragend, Schwierigkeiten überwindend, sicher treffend, alle Seelenlinien des Hörers und alle Fibern seines Herzens durchziehend und im ganzen tief und eindringlich wirkend.

Das Wort Paitan hat aber hier noch einen anderen Sinn. In alter und mittelalterlicher Zeit nannte man denjenigen einen Paitan, der in dichterischer Begabung und religiösem Drange Erbauungsgebete verfaßte und sie für gewisse Tage in die gewöhnlichen Gebete als Piutim einschaltete. Das waren, sozusagen, betende Paitanim. Der Prediger von Wien war ein lehrender Pajetan, paitan wedarschan, dem als Redner ein poetisches Gemüt und eine poetische Auffassungsweise eigen war und seinen religiösen Reden den schönsten Glanz, den größten Reiz und die köstlichste Anmut verlieh. Dadurch vor allem, nämlich durch die kunstgerechte Formschönheit, mit der ein überaus geist- und gedankenvoller Gehalt sich paarte, gewann er den Ruhm, als erster Kanzelredner des Judentums zu gelten, begründete er eine neue Schule für die religiöse Rede, zeigte ihr neue Wege und Richtungen, und ist für die Art und Weise der öffentlichen religiösen Belehrung vorbildlich und mustergebend geworden für alle Zeiten, wenn nicht etwa auch in diesem Punkte Mode und Geschmack sich ändern und in eine andere Richtung sich verlieren.

Noch mehr! Für ihn war das Bestreben und Bemühen um die anziehende Gefälligkeit, Annehmlichkeit und Klarheit des gottesdienstlichen Vortrages jüdische Satzung und religiöses Gebot; er brachte Beweise, daß die heilige Schrift nicht blos Wahrheiten verkündet, sondern auch darstellende Schönheiten aufweist, daß sie nicht nur den ewig wahren Inhalt des reinsten Gottesglaubens, sondern auch die mustergiltigen Formen des ewig Schönen, die vollendetesten Vorbilder der Redekunst in sich berge. Er sagte sich, wie Rabbi Akiba zu dem Schiraverse: „Das ist mein Gott, ich will ihn verherrlichen", das heiße: Ich will Gottes Lob in gewinnender Schönheit und erhabenen Sätzen verkünden. E-esse lo mikdasch noëh, wie Gottes Heiligtum und dessen Gerätschaften schön, herrlich, des hehren Ortes und des höhern Zweckes würdig erscheinen müssen, so daß das Auge gern darauf ruht, so muß Gottes Wort aus dem Munde des von ihm gesandten Lehrers als reiner Geist mit Form, als Wahrheit in der Hülle der Schönheit, gleichsam als Goldfrucht auf silberglänzender Schale sich offenaren, wirken und die Erreichung dieses Zweckes dem Lehrberuf zur Vorschrift werden.

Eben darum aber, weil es ihm religiöse Pflicht schien, Gottes Wort nicht in häßlicher Regellosigkeit der frühern, alten Darschanmethode, sondern in wohlgestalteter Form wiederzugeben, weil ihm die äußere Gestaltung der Predigt ebenso wichtig wie der innere Kern war, wollte er nie unvorbereitet sprechen, hat er stets solche Zumutungen zurückgewiesen, und hat, wie er überhaupt eine außerordentliche Emsigkeit im Studieren besaß, sehr viel Fleiß, Zeit und Mühe auf diesen Mittelpunkt seines Schaffens, die Predigt, verwendet. Aus diesem Grunde auch bestieg er, wie er sich einst mir gegenüber ausdrückte, stets die Kanzel be-emah be-waat, beresseth &c., mit Zagen, Bangen, Angst, Schrecken, Furcht und Zittern, und hat sogar, wie er einmal sagte, an manchen seiner Reden im Kopfe ein Jahr gearbeitet und darüber nachgedacht, bis er das Thema historisch, agadisch, physchologisch und rhetorisch sich zurechtgelegt und erschöpft gefunden, wie ja auch ein berühmter Dichter des Altertums von jedem echten poetischen Werke fordert, daß es erst nach neun Jahren sorgfältiger Durchprüfung das Tageslicht erblicke. Dann stand aber sein geistiges Gebilde da vollendet, festgefügt, unangreifbar, tadellos, Bewunderung erregend, Herz und Geist erfreuend und erquickend. So stand es da gleich den zwei Säulen, die den Israeliten nach ihrem Auszuge aus Egypten und in der Wüste vorangingen, gleich dem amud he-anan, der Wolkensäule, führend, pfadweisend, hochragend, Beipflichtung und Zustimmung erzwingend, und wie der amud ha-esch, wie die Feuersäule, leuchtend und erleuchtend, Glaubenswärme weckend und verbreitend, aus der geistigen Finsternis befreiend, durchzuckend, zündend und überzeugend.

Man muß Jellinek in seinen groß angelegten Predigten, in seiner Kraft- und Glanzperiode gehört haben, um zu erkennen, daß hier ein Gottesbote, ein Jünger aus der alten Prophetenschule, ein von höherer Macht gesandter Glaubensverkünder steht, daß ein Mann dasteht, den gleich dem Propheten Jesaias ein himmlischer Seraph umschwebt, ihm die Hand auf dem Haupte haltend, den Mund ihm berührend, die Glut der hochauflodernden Rede auf die Zunge legend und zu ihm sprechend: Iech we omarta lo-om ha-zeh, gehe hin und sprich zu diesem Volke, lehre und belehre Israel, ich habe dich von der Wiege aus dazu erkoren!

Die Juden von Berlin

zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts.

Von B. Simon, Posen.

III.

Natürlich suchten alle Fremden von Bedeutung, die nach Berlin kamen, die schöne „Henriette" zu sehen. Da waren u. a. der Freund der Frau von Staël, der Verfasser des „Luther", Zacharias Werner, Träumer und Lebemann zugleich, mit den langen und buschigen Augenbrauen, unordentlichen Haaren und brauner Haut, die nach dem Rasieren zu lechzen schien, er hatte sich eben zum dritten, jedoch nicht zum letzten Mal scheiden lassen und stach noch gar im Sündenpfuhl, aus dem er nachher unter so großem Aufsehen sich retten sollte (er trat bekanntlich ebenfalls zum Katholizismus über); der aus der Kutte gesprungene Feßler, Verfasser des „Mark Aurel", abwechselnd Mönch und Spinozist, Lehrer und Freimaurer, russischer Professor und deutscher Dramaturg, Verfasser mehrerer jetzt vergessener, damals viel gelesener Romane, zum Protestantismus übergetreten, verheiratet und wieder nicht, geschieden und wieder verheiratet,

Gründer eines mystischen Ordens, und endlich Günstling des Günstlings Bischofswerder, Jean Paul, der Herzallerliebste aller Berliner Damen, schlug am Abend sein Hauptquartier hier auf, und selbst Schiller besuchte bei seinem Berliner Aufenthalte Henriettens Haus oft und gerne. Durch den Grafen Dohna wurde (1794) eine andere Berühmtheit, der damals 26jährige Schleiermacher, bei Henrietten eingeführt, mit welcher der romantische Geistliche eine jener gefühlsseligen hypersentimentalen Freundschaften knüpfte, die der Zeit eigentümlich waren. Nicht jedermann glaubte an den Platonismus des Pastors mit der schönen Jüdin, Vorgesetzte und die mit ihm unter Herrenhutern aufgewachsene Schwester skandalisierten sich, wogegen das spottsüchtige Berliner Publikum den Kontrast belächelte zwischen der hohen Gestalt der tragischen Muse und dem feinen Kopf des Pfarrers, den er auf einem kleinen, schwächlichen, etwas mißgestalteten Körper trug, wenn man das Männchen am Arme der hohen „tragischen Muse“ hängen sah. Das Verhältnis, das, nach dem uns überkommenen Briefwechsel ein wirklich platonisches war, dauerte, bis der allzu gefühlvolle Prediger Stolp in Pommern mit Berlin vertauschte.

Bei Henrietten traf Schleiermacher zum ersten Male das nachherige Haupt der Romantiker, Friedrich Schlegel, mit dem bald eine intime Freundschaft ihn verband. Auch Schlegel, von kräftigem gesundem Körperbau, mit seinem blassen charakteristischen Gesicht und ganz schwarzem, kurzgeschnittenen Haar, ohne Puder und Frisur, war Stammgast Henriettens und hatte das Glück, auf ihre vertraute Freundin, die exaltierte und unglückliche Dorothea Veit, einen tiefen Eindruck zu machen.

Dorothea Veit war die schon mehrmals genannte Tochter Mendelssohns, die von ihrem Vater die sorgfältigste Erziehung erhalten hatte. Bei hohen Geistesanlagen hatte sie früher schon sich ein eigenes Urteil über die Menschen, die Dinge und die Bücher gebildet und ihr (unvollendeter) Roman „Florentin“ übertrifft alles, was Schlegel selbst geschrieben hat. Nach der bei uns in Deutschland herrschenden Sitte, hatte ihr Vater ihr Freiheit in der Wahl ihrer Lektüre gelassen, und sie hatte sich vorzüglich auf die der Zeitrichtung und dem herrschenden Geschmacke entsprechenden sentimentalen Romane geworfen. Ihre von Natur schon lebhafte Phantasie hatte sich dadurch noch mehr entflammt und sie sah in sich schon eine solche sentimentale Romanheldin, eine Clarissa, eine Julie, als Vater Mendelsohn die kaum Sechszehnjährige, ohne sie selbst zu befragen, an einen jüdischen Banquier verheiratete, der alle möglichen Eigenschaften hatte, nur nicht die eines Romanhelden. Veit war in der That weder sehr jung, noch sehr schön, noch glänzenden Geistes, seine große Herzensgüte und sein klarer gesunder Verstand konnten sich nur mit der Zeit bewähren und machten vorerst auf das romantische junge Mädchen keinen Eindruck. Sie hielt sich für „unverstanden“, sie fühlte eine Leere, die sie nicht auszufüllen vermochte und die sie unglücklich machte. Doch blieb die Ehe friedlich und ruhig bis zum Tage, wo Dorothea den kaum 25jährigen, schon berühmten Friedrich Schlegel sah, der soeben in Reinhardt's „Deutschland“ den beiden Fürsten der deutschen Litteratur Schiller und Göthe (letzterem in seinem Schwager Schlosser, später erst persönlich) den Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Dorothea, sieben Jahre älter als Friedrich, wurde von ihm bezaubert. Sie verließ das eheliche Haus, um mit ihm zu leben, und man beschuldigte Henriette Herz, dabei die Hand im Spiele gehabt zu haben. Die Welt schrie über Skandal; die Freunde waren nachsichtiger. Für sie und Schleiermacher, der Mann Gottes sprach es aus, war die Heirat zwischen Veit und Dorothea eine „Entweihung der Ehe“. „Man ließ“, schrieb Henriette weiter, „man ließ nur diejenige Ehe als eine wahre gelten, wo Herz und Geist der beiden Ehegatten ihre volle Befriedigung suchen . . und die Trennung jeder anderen, rein als äußerlich betrachteten Ehe wurde als eine Wohlthat, ja noch mehr, als eine Notwendigkeit für beide Ehegatten angesehen.“ Sonderbare Welt, sonderbare Sitten! — Man fand es sogar eigen und übertrieben, daß Veit anfangs seine Kinder der untreuen Gattin nicht lassen wollte! — Die beiden Liebenden verließen Berlin, um sich in Jena bei Friedrich's Bruder August Wilhelm Schlegel niederzulassen, welcher die reizende und viel umworbene Tochter des Professors Michaelis geheiratet hatte. Aber kaum war das flüchtige Paar angekommen, als August Wilhelm sich von seiner jungen schönen Frau scheiden ließ, damit diese frei würde, um sich mit Freund Schelling zu vermählen, wadurch jedoch — man staune! — die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Ehegatten nicht im mindesten unterbrochen wurden. Friedrich und Dorothea mußten nun ihren Stab weitersetzen. Fichte, der sittenstrenge, judenfeindliche Fichte, der seine Stellung in Jena seinen Ansichten und seinem Drange nach Freiheit geopfert hatte, Fichte empfahl sie von Berlin aus einer Frau in Jena. „Das Lob einer Jüdin aus meinem Munde kann seltsam scheinen, aber diese Frau hat meine Ueberzeugung, es könne von dieser Nation nichts gutes kommen, zerstört . . . Sie ist mit Schlegel nicht verheiratet, und kann es nie werden, da sie sich nicht taufen lassen will. Abgesehen vom Gehässigen dieses Aktes für einen ehrlichen Menschen, hat sie noch eine Mutter, der sie dadurch den Dolch in's Herz stoßen würde“.

Die Hindernisse wurden gleichwohl gehoben: Veit benahm sich auf die edelste Weise gegen Dorothea, willigte in die Scheidung, ließ ihr die Kinder, setzte ihr eine Pension aus, unterstützte sie später in dem Elend, in das sie bald nach ihrer Heirat mit Schlegel verfiel, und wachte über die Mutter seiner Kinder, welche ganz ausgezeichnete Menschen wurden und ihrer Mutter sehr anhänglich blieben. Mittlerweil war Dorothea's Mutter, Mendelsohn's Witwe, ihrem Gatten in's Grab gefolgt. Friedrich und Dorothea verbanden sich vor dem Gesetze und führten ein vagabundierendes Leben in Jena, Weimar, Dresden, Paris, Cöln, Bonn und Wien, wo sie unter ungeheurem Aufsehen zum Katholizismus übertraten. Wir werden sie auf unserem Wege mehr als einmal wiederfinden. Friedrich nahm auch in die neue Religion seine epikuräischen, lüderlichen Gewohnheiten mit hinüber und verkündete sie sogar in seinem seltsamen, unsittlichen, übrigens pedantischen und langweiligen Romane „Lucinde“ der erstaunten Welt als ein System, als ein Programm der neuen Schule, das unter dem Vorwande eines Krieges gegen Vorurteile, die gemeinste Sinnlichkeit predigte, vergötterte. Wir werden uns hüten, vor den keuschen Ohren unserer Leser aus diesem jetzt vergessenen Evangelium der Lüderlichkeit zu zitieren — dem jede wirklich poetische Ader fehlt und das nie in's deutsche Volk gedrungen ist. Selbst Dorothea war empört und stieß einen Schmerzensschrei aus: „Es wird mir bald kalt, bald heiß um's Herz“, schrieb sie an Schleiermacher, „wenn ich an dies Herauswenden des Innern denke; ich erröte bei dem Gedanken, daß das, was so vertraut, so geheim, so heilig war, nun den Blicken aller Neugierigen, aller Feinde, bloßgelegt ist“.

(Ein viertes Kapitel folgt.)

Etwas vom biblischen Geschichtsunterrichte.

Von M. Abraham, Kettwig.

Wenn es schon eine Eigenart der Menschennatur ist, das von den Vätern Ererbte zu behandeln, so entspricht es besonders der konservativ-stabilen Richtung des Judentums, dem Althergebrachten eine größere Pietät entgegenzubringen.

„Ich tadle nicht gerne, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab."

Aber den Auswüchsen, die jede, besonders aber diese Neigung im Gefolge hat, müssen wir entgegenarbeiten.

Einerseits die Pietät vor dem Worte der Schrift, andererseits das Bestreben, aus Gründen des Wohlbehagens und der Bequemlichkeit in dem einmal ausgetretenen Geleise weiterzutreten, haben es allgemach zu stande gebracht, unseren biblischen Geschichtsunterricht in den Formen festzulegen, die er annahm, als man ihn vor Jahrzehnten in die damals aufgekommenen jüdischen Religionsschulen einführte.

Besonders gilt dies bezüglich der Stoffauswahl.

Die allgemeinen Grundsätze, die bez. der Stoffauswahl für ein Schulbuch maßgebend sind, kennt jeder seminarischgeschulte Leser des Jeschurun; bei der biblischen Geschichte nehmen einige aber ganz besondere Gestalt an.

In einem Werk, das für Männer der Wissenschaft bestimmt ist, brauchen die Förderungen bezügl. der Satzkonstruktion und des Ausdrucks nicht so hoch gespannt zu werden, als bei einem Buche für die Volksschule; in jenem erregt ein verunglückter Ausdruck vielleicht Anstoß, schadet aber sonst nichts, in diesem kann ein ungenauer, mißzuverstehender Ausdruck die beste Mahnung zu nichte machen. Doppelt streng müssen wir diese Forderung stellen, da sich unsere Geschichtsbücher gewöhnlich sklavisch an den biblischen Ausdruck zu binden pflegen. —

Die heilige Schrift enthält vieles, was für die Ohren eines Kindes nicht paßt. Da es nicht immer möglich ist, derartiges in einer Form wiederzugeben, die alles Anstößige verliert, so muß es weggelassen werden. —

Ich erwähnte es oben schon, daß ich es als einen Vorzug betrachte, wenn ein Geschichtsbuch es vermeidet, die Erzählungen in wortgetreuer Uebersetzung zu geben. Nur in einer freien Uebertragung, die sich nicht knechtisch an das Wort, sondern an den Geist und Inhalt des Satzes bindet, läßt sich die Reinheit und Kindlichkeit der Sprache wahren, die für ein Geschichtsbuch für Kinder unerläßlich sind. Auch dem guten Geschmack wird in einer solchen eher Rechnung getragen.

Außer diesen sprechen zwei weitere Gesichtspunkte für eine freie Uebersetzung.

Bei einer wortgetreuen lassen sich grammatikalische und stilistische Fehler nicht vermeiden;*) solche aber, sowie auch unbestimmte Ausdrücke dürfen in einem Schulbuche nicht vorkommen. — Die Geschichten sollen nicht nur gelesen, sondern auch gelernt werden. Der Lehrer schließt nun seine Erzählung den Worten des Buches an; und folgerichtig lernt das Kind dieselben gern auswendig. Zum Auswendiglernen eignet sich jedoch nur ein Stil, der ausgedehnte Satzgefüge sowie auch Härten der Sprache vermeidend, sich leicht und gefällig liest und ohne große Schwierigkeit sich dem Gedächtnis einprägt. — Kehren wir nach dieser kurzen, aber notwendigen Abweichung zu unserem Thema zurück.

Mancher Leser wird da staunen, wenn ich sage, daß neben dem Lehrer auch der Gelehrte ein Wörtchen mitzureden hat bei der Sichtung des geschichtlichen Stoffes. Wir wollen unseren Kindern durchaus keine Gelehrtheiten zum Lernen geben. Aber man wird mir beipflichten, wenn ich die Wissenschaft insofern mitstimmen lasse, als man unbedingt fordern muß, daß alle Fragen, welche wissenschaftlich noch ungelöst sind, in der biblischen Geschichte nicht als bereits gelöst erscheinen dürfen. „In einem Schulbuche darf nur Sicheres stehen, sonst ist Gefahr vorhanden, daß man das Kind einen Irrtum als Wahrheit lernen läßt und ihm für die Zukunft das richtige Verständnis verbaut." Eine offene Frage — die wissenschaftlich bisher noch ungelöst geblieben — ist es z. B., ob sich die Erde nach dem „Werde" des Allmächtigen unversehens mit dem herrlichsten Pflanzenteppich bedeckte und die eine Hälfte der Erde im schönsten Blütenschmuck prangte, während die andere der Gaben des Herbstes sich erfreute, oder ob die Ausführung des Schöpferwortes einen längeren Zeitraum erforderte und sich erst allmählich alles entwickelte; offene Fragen finden sich auch in der biblischen Geographie und Zeitrechnung; es ist daher ganz am Platze, wenn die Wissenschaft vom Verfasser einer biblischen Geschichte eine gewisse Vorsicht verlangt. —

Betrachten wir uns einmal an der Hand dieser eben festgestellten Grundsätze die Geschichtsbücher, die in der Mehrzahl unserer Religionsschulen eingeführt sind. Von einer zweckentsprechenden Stoffauswahl ist da überhaupt keine Rede. — (Daß manche gar zu anstößige Geschichte keine Aufnahme gefunden — ist weniger eine pädagogische als sittenpolizeiliche Maßregel.) — Auch ich hege hohe Achtung vor dem Worte der Schrift und denke mit Jean Paul: „Nicht durch Lehrsätze, sondern durch die Geschichten der Bibel keimt lebendige Religion aus;" aber gehen wir nicht zu weit und sagen, was biblisch — ist gleichsam für das Erziehungswerk im Voraus sanktioniert. Zugegeben, daß die Bibel das beste Handbuch zur Erziehung der Menschheit, zur Hinleitung zu ihrem göttlichen Urquell ist; für die Erziehung unserer Kleinen bedarf ihr Inhalt, besonders ihr geschichtlicher, einer doppelten Sichtung — nach seiner Tiefe und Breite.

Als wenn es so sein müßte, beginnt jedes biblische Geschichtsbuch und gewöhnlich auch der Geschichtsunterricht der Unterstufe mit der Erzählung der Erschaffung der Welt. Nicht wahr, es würde ein Unsinn scheinen, wenn man den geographischen Unterricht damit beginnen wollte, daß man den Kindern erzählt, wie die Erde entstanden sei? Und hier läge doch ein solcher Anfang viel näher als beim Religions-

---

*) Folgende Fehler entnehme ich einem unserer gebräuchlichsten Geschichtsbücher:

„Darum will ich sie vertilgen mit der Erde.„

„Das Weib sah, daß der Baum erwünscht zum Verständigwerden." (Das soll ein Kind verstehen!)

„Wenn ein Prophet unter euch ist, so thue ich, der Ewige, mich in Erscheinungen ihm kund .... Nicht also mein Knecht Moses, in meinem ganzen Hause ist er bewährt."

„Da verbrannte alles: Garbenhaufen, Weinberge und Olivengärten."

„Saul schlug die Amalekiter und verbannte (?) alles Volk mit der Schärfe des Schwertes."

„Was ist denn dieses Geschrei von Schafen und Rindern, das ich höre?"

„Da erstarb ihm das Herz im Leibe, und er ward zu Stein. (?)"

„Und man kaufte die Maß Kernmehl um einen Schekel."

„Er rottete das heidnische Unwesen (?) aus."

„Am neunten Tage des vierten Monats wurde die Stadt vom Feinde durchbrochen. (?)"

unterricht! Was haben geographisch-geologische Fragen mit dem Religionsunterricht zu thun? Es wird keinem Kinde einfallen, die Schaffung der Welt durch Gott in Zweifel zu ziehen. Bei einer eingehenden Behandlung des vierten Gebotes ist es — wenn man dies durchaus will — noch Zeit auf die Schöpfungsgeschichte zurückzukommen. (Für die Mittelstufe genügt die erste Hälfte dieses Gebotes.) — Der biblische Geschichtsunterricht hat doch sichtbarlich den Zweck, durch den Inhalt seiner Erzählungen, durch die erhabenen Vorbilder, die er an dem geistigen Auge des Kindes vorüberführt, zur höchsten Sittlichkeit zu erziehen. Das ist und bleibt Hauptzweck des biblischen Unterrichts: Liebe, Gerechtigkeit. Es ist leicht begreiflich, daß wir hiermit gleichzeitig die Absicht verfolgen, unsere Jugend mit den Verkündern der jüdischen Religion und mit den Schicksalen des Volkes bekannt zu machen, dessen geistige Nachkommen und Erben wir sind. Aber begehen wir doch nicht den Fehler, diesen zweiten dem ersteren Zweck gleichzustellen! Biblischer Geschichtsunterricht soll nur Religionsunterricht, Sittenunterricht sein. Hier kommt es nur auf die Güte, nicht auf erschöpfende Darstellung an. Jede Erzählung, die jenen Unterrichtszweck zu erweitern, oder gar zu gefährden droht, ist unbedingt auszuscheiden. Welch sittlichen Wert hat die Schöpfungsgeschichte für ein zwölf- geschweige denn ein sechsjähriges Kind? Wenn wir schon die Aufnahme der Schöpfungsgeschichte in die Pensenverteilung der Unterstufe zweckwidrig nannten, so ist dies in noch höherem Grade der Fall bei Geschichten wie Kajin und Abel, die Sündflut, Ham verspottet seinen Vater u. ä.

Die Grundgedanken der Erzählung, Kajin und Abel sind doch sicher: a) Du sollst nicht töten, b) auch das größte Vergehen kann durch aufrichtige Reue und Buße gesühnt werden. Keins von diesen beiden grundlegenden Elementen jeder wahren Religion kann dem Verstande eines Kindes von 6—12 Jahren zugänglich gemacht werden. Und warum denn die Kinder von Mord und Totschlag im Religionsunterricht unterhalten, giebts wirklich nichts Besseres? Goethe meint: „Ist es nicht eine barbarische Anstalt, den Kindern Mord und Totschlag zu verbieten!" Weshalb denn Kindern etwas verbieten, woran sie nicht im mindesten denken! —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Des Vaters Schuld.

(Nachdruck verboten.)

Erzählung von Moritz Scherbel.

„So" — sagte der Bankier Reinfeld zu seinem Sohne Ludwig, der eben von der Immatrikulation zum Studium der Jurisprudenz heimkehrte. — „Du wärest denn dahin gebracht, wo du mit eigener Kraft an deiner Existenz bauen und deiner Zukunft die wünschenswerte Gestaltung zu geben im Stande bist. Ich bin bei der gewöhnlichen Fürsoge, die man seinen Kindern in dieser Beziehung zu teil werden läßt, nicht stehen geblieben, sondern habe dir auch noch die Bahn frei gemacht zu einer dankbarern Entwickelung deiner Kraft, indem ich noch das letzte Hindernis hinweggeräumt, das dir, wenn du Jude geblieben wärest, jedenfalls jede höhere Karriere verschlossen hätte, und glaube dir hiermit keinen kleinen Dienst erwiesen zu haben". —

Der also Angeredete war den Worten seines Vaters aufmerksam gefolgt. Er schien von der guten Absicht desselben vollkommen überzeugt zu sein; allein bei dem letzten Teil der Rede flog es wie ein Schatten über das schöne, edle Angesicht des Jünglings; es machte den Eindruck, als ob er die Selbstzufriedenheit des Vaters nicht gutheißen könne auch in Bezug darauf, daß er ihn als zartes Kind taufen ließ und durch die Ueberführung zum Christentum seine Aussichten zu bessern versucht hatte. Ludwig hatte im reiferen Alter herausgefunden, daß in dieser Vorsichtsmaßregel etwas Tadelnswertes lag, es war ihm, als ob darin eine Art Spekulation auf höheren Gewinn sich barg, welche seinen eigenen, dem Idealen zugewandten Sinn empfindlich beleidigte. Außerdem hatte er auf dem Gymnasium oft genug Gelegenheit zu erfahren, daß der frivole Spott seiner Mitschüler in ihm noch immer den Juden herausfand, wie wohl sie von seiner Taufe wußten; er machte sich oft seine Gedanken darüber, ob nicht dasselbe auch im späteren Leben geschehen werde.

Das Haus des Bankiers war nicht blos im höchsten Grade unjüdisch, sondern überhaupt unreligiös. Man lebte nur in der Erinnerung noch, daß man Jude sei, und diese Erinnerung war durchaus keine angenehme. Es traten hundert Fälle ein, wo die jüdische Zugehörigkeit dieser ganz und gar außer dem Rahmen religiöser Verpflichtung lebenden Familie derselben in der peinlichsten Weise zur Erkenntnis gebracht wurde und sie schließlich bei dem Worte Heines stehen ließ, daß das Judentum „ein Unglück" sei.

Unter solchem Einfluß wurde Ludwig groß. Er kannte das Judentum nur dem Namen nach, er kannte es nur aus den Angriffen, die es erfuhr, aus den Vorwürfen, die man ihm machte und die er bei seinem Vater nichts von dem Ausgesprochenen sah und erfuhr, so schloß er daraus, daß das jüdische Volk nur das Angriffsobjekt für die Menschensorte bilde, die von Mißgunst erfüllt und vom bösartigen Neide angekränkelt war. In eben der Weise wie sein Unwille, seine Entrüstung darüber stieg, empfand er aber auch das Unrecht, das darin lag, dieser bedauernswerten Minderheit in der Zeit ihrer Bedrückung und Verfolgung fern zu treten, und glaubte sich selbst eines solchen Verstoßes gegen das Rechte anklagen zu müssen.

Solche Gedanken kamen ihm freilich erst in neuerer Zeit. Er wurde als siebenjähriges Kind getauft und nahm diesen Wechsel in der Konfession mit der Gleichgiltigkeit hin, wie man einen Rock mit dem andern vertauscht. Sein Vater sagte damals zu ihm, daß es für seine Zukunft von entschiedenem Vorteil sei, er glaubte es, und hatte durchaus keine Veranlassung, über den mit ihm vorgenommenen Akt Betrachtungen anzustellen. Er lebte wie er früher gelebt, sah auch seine Eltern und Geschwister in gewohnter Weise den Umgang mit ihm fortsetzen und vergaß mitunter ganz und gar daran, daß er nicht mehr zu den Juden gehöre.

In diesem Augenblick wurde er wieder einmal daran erinnert; was er dabei empfand, haben wir anzudeuten versucht. Er war ein gutes Kind und hätte um alles in der Welt seinen Vater nicht in der freudigen Erwartung gestört, die er in seine, Ludwigs Zukunft, setzte; allein er konnte sich dennoch nicht enthalten die Worte auszusprechen: „Wie dank-

bar ich dir auch, Vater, bin für die reichen Beweise deiner Fürsorge, so glaube ich doch in dem letzten Punkte mit dir nicht übereinstimmen zu können. Du sagst, du hättest mir nur freie Bahn für meine Bestrebungen gemacht und hast sicherlich nicht daran gedacht, daß das Verdienst bei Erreichung sich gesteckter Ziele durch dergleichen Erleichterungen Einbuße erleidet, daß es wenigstens nicht dasselbe ist, als wie wenn man dabei mit schweren Hindernissen zu kämpfen gehabt. — Dem Juden wohnt, wenn er Karriere gemacht, jedenfalls das Bewußtsein inne, daß ihm solches nicht leicht geworden, und die dabei überwundenen Schwierigkeiten können jedenfalls nur dazu beitragen, sein Selbstbewußtsein zu heben und die erlangte Stellung als lediglich aus seiner Kraft hervorgegangen anzusehen". — „Sehr schön und edel gedacht, mein Sohn", erwiderte mit sichtlichem Unbehagen der alte Reinfeld — „aber wie, wenn er diese Stellung nicht erlangt, darum eben nur nicht erlangt, weil er Jude ist"?

„So bleibt ihn in jedem Falle das Bewußtsein, daß die Schuld daran nicht auf seiner Seite liegt. Der also gewissermaßen zum Märtyrer Gewordene wird schließlich resignieren und auf andern Gebieten die erworbenen Fähigkeiten zu verwehrten sich bestreben".

„Ich verstehe dich nicht, Ludwig, was du als Christ in deinem späteren Leben an Vorteilen erlangst, ist so bedeutend und liegt so sehr auf der Hand, daß sich nur ein Idealismus darüber hinwegsetzen kann, der jede Fühlung mit den Ansprüchen und Bedürfnissen des praktischen Lebens verloren hat. Du siehst, wie wenig wir hier Juden sind, und daß das, was uns als solche spezialisieren könnte, unter Null zu rechnen ist, und dennoch bringt und führt der bloße Umstand schon als solche rubriziert zu werden, so viel der Unzuträglichkeiten mit sich, daß mitunter das Leben einem schier verleidet werden kann!"

„Ganz recht, lieber Vater: aber glaubst du, daß der zum Christentum übergetretene Jude gesichert ist vor der Animosität, die nun einmal dem Glauben, in welchem er geboren, gegenübersteht? Die wenigen Tropfen Wasser, die er empfangen, haben sie nicht verflüchten lassen; man greift schließlich auf die Masse zurück und der also um die Herzensruhe Gekommene hat neben dem Schaden auch noch den Spott". —

„Sentimentalität, pure Sentimentalität! Die Voreingenommenheit des Volkes hat die Regierungen bis jetzt nicht abgehalten, Männer jüdischer Geburt in die ersten und vorzüglichsten Stellungen des Landes zu berufen. Ich möchte doch wahrlich nicht glauben, daß du den Wert der Wohlthat, die ich dir durch deine Ueberführung zum Christentum angedeihen ließ, unterschätzen, noch weniger aber, daß du mir darüber einen Vorwurf machen wirst". —

„Sieh dich doch einmal um", — nahm nun auch die Mutter Ludwigs, die bisher der Auseinandersetzung zwischen Gatten und Sohn schweigend beigewohnt, das Wort. — „Sieh dich doch einmal um, wie heute der Jude in der Welt dasteht, und wer sich nicht alles an ihn heranwagt, um ihm eins zu versetzen, wenn man's nur kann. Du weißt wie wenig das Judentum uns ist und wie selten wir mit Juden in Berührung kommen. Nun, wir Juden können demnach von manchen unliebsamen Erfahrungen erzählen, von welchen der Christ nichts weiß. Wir Eltern sind freilich schon zu alt dazu, um eine diesbezügliche Verbesserung unserer Beziehungen zur nichtjüdischen Welt durch den Uebertritt zum Christentum herbeizuführen. Aber von unsern Kindern möchten wir nicht haben, daß sie Opfer des noch so sehr herrschenden Vorurteils gegen die Juden werden und daß ihnen ihr unglückliches religiöses Bekenntnis immer und überall Steine in den Weg lege. Du bist unser einziger Sohn: lag's uns nicht ob dich frei zu machen von dem bösen Anhängsel, das dir dein Fortkommen in jeder Beziehung erschweren mußte?"

Sie hatte sich dabei sehr ereifert, die Frau Lydia Reinfeld. Man sah es ihr an, daß sie mit Leib und Seele bei den Worten war, die sie sprach, und man hätte Unrecht gethan, ihr diesen Erguß wahrer, aber von falschen Grundsätzen irregeleiteten Mutterliebe zu verargen.

„Rege dich nicht auf, liebe Mutter" — erwiderte Ludwig beruhigend — „es liegt mir nichts ferner, als mich mit euch in Gegensatz zu bringen und am allerwenigsten möchte ich euere für mich dargelegte Liebe ungewürdigt lassen; allein ich glaubte nicht Unrecht zu thun, wenn ich auch meine eigene Empfindung da zum Ausdruck bringe, wo es sich um so wichtiges handelt, das meine eigene Person angeht. Lassen wir indes die Sache jetzt auf sich beruhen, da der Zweck einer fernern Behandlung derselben durchaus nicht abzusehen ist." Die Eltern waren damit einverstanden.

(Fortsetzung folgt).

Bischof Bauer.

Unter den Leidtragenden, die dem Sarge des kürzlich verstorbenen, ehedem berühmten und durch den Panama-Skandal berüchtigten Ferdinand v. Lesseps folgten, befand sich auch ein kleines Männchen mit wachsbleichem Gesicht, langem schneeweißen Bart und dichten weißen Haaren. Kein Mensch achtete sonderlich auf ihn, und doch hatte der Mann einst in Frankreich seine Zeit des Glanzes und der Macht, und diese Zeit fiel gerade mit der Glanzperiode Lesseps zusammen. Das kleine Männchen war der ehemalige Bischof Bauer, Beichtvater der Kaiserin Eugenie von Frankreich, der einstmals so berühmte Redner, der seinerzeit den Suezkanal eingesegnet und vor einer Zuhörerschaft von Kaisern, Königen und Prinzen die Weiherede gehalten hat. Der Mann, der damals eine Macht war, ist heute eine Null, ein nichts.

Bernhard Bauer aus Pest, Jude von Geburt, hatte sich, noch nicht neunzehnjährig, lebhaft an der Wiener März-Revolution beteiligt, war sogar öffentlich von Kossuth umarmt und als Vertreter der Wiener akademischen Legion an die Pariser Studenten geschickt worden. Später hielt er sich eine Zeit lang in Baden auf, wo er sich der besonderen Gunst Feuerbachs erfreute. Als Lebensberuf hatte er die Malerei erwählt und reiste, um sich in dieser weiter auszubilden, 1851 nach Italien. Auf dieser Reise machte er die Bekanntschaft eines vornehmen Franzosen, der in Gemeinschaft mit seiner Mutter ihn „bekehrte".

Im Jahre 1854 lernte er den Pater Augustin, der ehedem Pianist war und, weniger romantisch, Hermann Cohen hieß, kennen und wurde unter dessen Einfluß ebenfalls Carmeliter. Als „Pater Maria Bernhard vom allerheiligsten Sakrament" hielt er in Frankreich Predigten, welche das Entzücken der vornehmen Welt wurden. Auch die „fromme" Kaiserin Eugenie hörte davon, war neugierig und ließ den Pater nach Paris berufen, damit er in Notre-Dame die Fastenpredigten halte. Sein Auftreten bei Hofe fiel glänzend

aus. Besonders die Frauen waren entzückt von dem neuen Prediger. Das bleiche, von dunklem Bart umrahmte Gesicht, das von dem Glanze zweier schöner blauer Augen erleuchtet war, besonders aber die ungewöhnlich zarten Hände, die er sehr gut zu gebrauchen wußte, machten Eindruck. Er sprach sehr gut, richtete seine Rede fast ausschließlich an die Frauen, und verstand es, sie zu rühren. Die Kaiserin wollte ihn an Paris fesseln und machte ihn zu ihrem Beichtvater. Die Kurie ernannte ihn aus Gefälligkeit für die Kaiserin auch zum Bischof in partibus infidelium. Nun kam er in die Mode; alle schönen und vornehmen Sünderinnen wollten ihn zu ihrem Seelenhirten machen, und er wäre alle 24 Stunden des Tages nicht aus dem Beichtstuhle gekommen, wenn er nicht die Kraft gehabt hätte, zu widerstehen. Er traf daher seine Auswahl und er traf sie gut. Bald war er eine Macht, und seine Appartements in der Rue Florentin, wo er der Nachbar Lesseps war, wurden von Bittstellern und Bittstellerinnen nicht leer.

Dann kam der Krieg und nach dem Kriege die Republik. Monsignore Bauer sprang aus der Kutte und zugleich aus der katholischen Kirche. Der frühere Pater und Bischof verwandelte sich über Nacht in einen Lebemann, hielt sich kostbare Pferde und war überall zu sehen, wo man sich amüsierte. Aber kein Mensch in Paris kümmerte sich mehr um ihn, und jetzt geht man an ihm vorüber, als ob man ihn nie gekannt hätte . . . W. T

Wochen-Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

*y **Wie gehetzt wird.** „Was dem Deutschen Recht ist, ist dem Juden billiger". Unter dieser Spitzmarke schreibt man dem Wochenbatt „Der Bundschuh" aus Geschäftskreisen (?) in Wittenberge: „Der Jude Herz, Oelfabrikant, hier, holt seine Postsachen stets schon des Morgens um **7** Uhr ab, während allen übrigen Geschäftsleuten die Abholung ihrer Postsachen erst um **8** Uhr gestattet ist. Wie mir gesagt wurde, hat Herz s. Z. beim Postamte um diese Vergünstigung gebeten und dieselbe auch erhalten". Der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens hat sich nach dieser angeblichen Vergünstigung eines Juden in Wittenberge erkundigt und erfahren, daß außer dem Oelfabrikanten S. Herz auch eine angesehene christliche Firma das gleiche Vorrecht genießt, welches der Postvorsteher so lange zuläßig erklärt, als nicht diensterschwerende Belästigungen daraus entstehen.

* Unter der Stichzeile **„Geschäftsantisemiten"** schreibt die judenfeindliche „Deutsche Tageszeitung": „So sonderbar es auch klingen mag, es giebt thatsächlich jüdische Geschäftsantisemiten. Demnächst wird in Wien ein Beleidigungsprozeß stattfinden, der zwei solcher jüdischen Geschäftsantisemiten auf der Anklagebank zeigt. In vielen tausenden von Flugblättern wurde vor einiger Zeit das rheinische Sensenversandhaus A. Würtemberg in Köln als eine unreelle mit einem deutschen Namen sich deckende „jüdisch-polnische" Firma bezeichnet. Urheber und Verbreiter dieses Flugblattes waren die Gebrüder Lazar und David Münzer in Wien, Inhaber der Firma Münzer u. Co., einer Handlung mit land- und forstwirtschaftlichen Geräten. In jüdischen Blättern wird fortwährend von christlichen Geschäftsantisemiten gesprochen, ohne daß dafür Beweise zu erbringen wären. (?) Jetzt läßt sich zum erstenmale das Auftreten wirklicher Geschäftsantisemiten feststellen und — Wunder über Wunder! — diese gerichtsnotorischen Geschäftsantisemiten sind — Juden!" — Traurig, weil — wahr!

*t. **Aus Wien.** Vor dem Reichsgerichte gelangte am 17. d. M. die Beschwerde über die von der böhmischen Statthalterei verfügte und vom Ministerium des Innern bestätigte Auflösung des „Czechisch-jüdischen Nationalvereins in Prag" zur Verhandlung. Die von der Regierung gegebene Darstellung des Sachverhaltes führt aus, daß der statuarische Zweck des nichtpolitischen Vereins „Narodni jednota cesko-zidowská" darin bestanden habe, auf das Zusammenwirken der Böhmen jüdischer Konfession mit den anderen Konnationalen in nationaler, geistiger, gesellschaftlicher und volkswirtschaftlicher Beziehung hinzuwirken. Der Verein habe jedoch seine Statuten überschritten, indem in seinen Versammlungen politische Reden gehalten und von ihm politische Broschüren verlegt wurden. Die Auflösung erfolgte auch wegen Autoritätsanmaßung in politischen Dingen. Die von den früheren Ausschußmitgliedern eingebrachte Beschwerde macht geltend, die Reden hätten keinen politischen, sondern nur einen nationalen Charakter gehabt und durch die Auflösung sei das auch den Juden czechischer Nationalität gewährleistete verfassungsmäßige Recht, Vereine zu bilden, verletzt worden. — Die antisemitischen Abgeordneten Hauck und Genossen richten an den Statthalter eine Interpellation, in welcher sie darauf verweisen, daß häufig Rabbiner Galiziens ganz willkürlich alttestamentarische Vor- und oft auch Familiennamen auf Verlangen der nach großen Städten ausgewanderten Träger in beliebig nicht jüdisch klingende Namen umändern. Die Antwort der Regierung steht noch aus, da die Dringlichkeit des Antrages abgelehnt wurde.

* **Der türk. Ministerpräsident** hat an die Paschas von Beiruth und Jerusalem Erläße gerichtet, in welchen er sie aufmerksam macht, daß die Juden mit allen Völkern, die unter dem Schutze des Sultans stehen, gleichberechtigt sind, und fügt hinzu, es sei der ausdrückliche Wunsch des Sultans, daß die Juden gleiche Rechte mit allen andern genießen. Dieser Befehl, der auch die Aufhebung aller bisher bestehenden Beschränkungen in den kommerziellen Rechten der Juden involviert, ist den Bemühungen des Landrabbiners Mose Halevi sowie des jüdischen Generals Elias Pascha zu verdanken. Gegenwärtig wird von derselben Seite darauf hingearbeitet, die bis jetzt gegen die Juden gerichteten Einwanderungsverbote nach Palästina zu erheben. Es wäre zu wünschen, daß die Bemühungen der Genannten bald mit Erfolg gekrönt sein mögen. — Der Sultan hat neuerlich einen eklatanten Beweis seines Sinnes für Gleichberechtigung gegeben, welchen derselbe bei allen Humanitätsacten bekundet. Se. Majestät hat nicht weit von seinem Palast ein Asyl für Unheilbare ohne Unterschied der Religion errichtet. Um nun den Pfleglingen Gelegenheit zu gemeinschaftlichem Gottesdienst zu geben, hat

der Sultan angeordnet, daß das Asyl eine Synagoge, eine Moschee und eine Kirche erhalten soll. Das Asyl wird in kurzer Zeit vom Sultan persönlich eröffnet werden.

*s Aus **Paris** schreibt man uns: Gegenwärtig, wo die ganze Judenschaft in Frankreich durch den ordinären Teil der Pariser Presse herabgewürdigt wird wegen eines Verbrechens, das von einem jüdischen Offizier begangen worden sein soll, ist es doppelt angenehm, von der Beförderung zweier Juden zu einer der höchsten Ehrenstellungen im Heere Kenntnis zu nehmen. Oberst Aron vom 29. und Oberst Wolff vom 15. Artillerie-Regiment sind beide bei der Artillerie zu Brigade-Generalen ernannt worden. Die jüdischen Generale in Frankreich bilden nun jetzt eine ganz stattliche Anzahl, und wenn nur noch zwei oder drei hinzukommen, ist ein „Minjan" voll. Zu den meist bekannten unter diesen Offizieren gehören General Lambert, der einst Kommandant der Pariser Garnison und Oberstkommandierender der französischen Armee in Tunis war, General Sée und General Lévy, aber ihre jüdischen Kameraden, die im gleichen Range stehen, zeichnen sich durch die brillanten Dienste, die sie dem Staate leisten, nicht weniger aus als die namentlich aufgeführten Herren. — Ein anderer mit Genugthuung erfüllender, und vielleicht noch bedeutungsvollerer Vorfall ereignete sich bei der diesjährigen offiziellen Neujahrsfeier und verdient besonders hervorgehoben zu werden. Wenn man das beklagenswerte Geschehnis, auf welches wir oben angedeutet haben, in Betracht zieht, scheint es mehr als bloßer Zufall zu sein, daß in diesem Jahre zum erstenmale der damalige Ministerpräsident Dupuy in seiner Eigenschaft als Kultusminister die Häupter der jüdischen Gemeinde, und zwar sowohl die kirchlichen als die Verwaltungsbeamten, zu dem Empfange einlud, den er veranstaltete. Diese Aufmerksamkeit von Seiten des Herrn Dupuy darf ohne Uebertreibung als ein Zeichen von Sympathie für die jüdische Gemeinde bezeichnet werden, deren Vertretern gegenüber der Ministerpräsident denselben, den Patriotismus der Juden anerkennenden Gefühlen Ausdruck verlieh, welche er einige Monate vorher dem Oberrabbiner von Toulouse gegenüber ausgedrückt hatte.

Gemeinde, Synagoge und Schule.

* **Berliner Nachrichten.** Am 1. Februar mittags um 12 Uhr, wird die neu begründete „Jüdische Lesehalle" und Bibliothek zu Berlin in der Burgstraße Nr. 16 (Cassels Hotel) eröffnet werden. Sie ist jedermann zugänglich. Außer einem reichen Vorrate von Büchern, die allen Richtungen der jüdischen Litteratur angehören, enthält sie in annähernder Vollständigkeit alle irgendwie bedeutenden israelitischen Zeitschriften. —s.

*h. Im Verein für fortbildende Vorträge in **Königsberg** hat Herr Prof. D. Cornill am 8. d. M. eine Reihe von Vorträgen über die Geschichte des Volkes Israel bis zur Zerstörung Jerusalems durch Titus begonnen. Je mehr sich heutzutage Unberufene in gehässiger Weise mit dem Judentum beschäftigen, um so mehr erfreulich ist es, daß ein so hervorragender Kenner des „Alten Testaments" wie Herr Prof. D. Cornill die jüdische Geschichte vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus gemeinverständlich darstellen will.

*z. Ein Doppel-Jubiläum. Herr Dr. Saalfeld, Rabbiner der israelitischen Gemeinde in **Mainz,** beging dieser Tage sein 25jähriges Amtsjubiläum und das Fest der silbernen Hochzeit. Der allverehrte Jubilar, dessen segensreiches Wirken in Mainz vielfach empfunden und gepriesen wird, ist an seinem Jubeltage nicht nur von seiner Gemeinde gefeiert worden, auch sämtliche israel. Gemeinden des Kreises Mainz, der Verein israel. Lehrer im Großherzogtum Hessen 2c., haben Deputationen entsandt, um ihre Glückwünsche darzubringen. Die Gemeinde hat dem Jubilar ein Ehrengeschenk dargebracht. — Auch wir reihen uns den Gratulanten an und bringen nicht nur dem Jubilare, sondern auch der Gemeinde, die ihn zu würdigen und zu ehren versteht, unsere Glückwünsche.

*x. Das Amtsjubiläum des Rabbiners Dr. Kahn in **Wiesbaden,** des Begründers der dortigen orthod. Gemeinde, gab zu zahlreichen Kundgebungen für den Jubilar Veranlassung, und nur durch ein freundliches aber entschiedenes Veto des Herrn Dr. K. erfuhr die Zahl der ihm zugedachten Ehrungen eine Beschränkung. So hat Dr. Kahn u. a. die Annahme des auf mehrere tausend Mark bewerteten Ehrengeschenks der Gemeinde abgelehnt. Ein Festgottesdienst unter außerordentlicher Beteiligung aus Nah und Fern, dessen Glanzpunkt die Festpredigt war, gab der Weihe des Tages einen entsprechenden Ausdruck. Das abends im badischen Hof veranstaltete glänzende Festbankett, zu dem sich auch zahlreiche auswärtige Kollegen, Freunde und Anhänger des Jubilars eingefunden hatten, endete erst am frühen Morgen. Die aus allen Weltgegenden eingelaufenen telegraphischen und brieflichen Glückwünsche und Blumenspenden zeugten von der hohen Verehrung, deren sich Herr Dr. Kahn im Kreise seiner Gesinnungsgenossen und weit darüber hinaus erfreut.

*g. Aus **Culmsee** wird uns geschrieben: Im „Kultur- und Litteratur-Verein" hielt neulich Frau Nahida Remy einen Vortrag über „Nächstenliebe im Alten Testament"; derselbe wurde mit enthusiastischem Beifall aufgenommen. — Am Sonnabend den 12. d. M. veranstaltete der hiesige Synagogen-Gesangverein ein Wohlthätigkeitskonzert, Theater und Ball. Die Chöre wie die Solos, die vom Dirigenten Herrn Kantor Schließenberg zur Aufführung gelangten, fanden bei dem zahlreichen Publikum (über 600 Personen, wobei die Behörden und Spitzen der Stadt vertreten waren) großen Beifall, wie Theater, welches unter Leitung des Vorsitzenden Herrn Kaufmann J. Springer zur Aufführung kam, folgte ein rauschender Beifall. Der Verein deckte sämtliche Kosten aus der Vereinskasse und überwies die Bruttoeinnahme von über 200 Mk. dem städtischen Krankenhause.

* „Ein pietätvoller Verehrer des Dr. Jellinek" klagt in einem Wiener Blatte: „Es ist auffallend, daß gelegentlich des ersten Jahrzeitstages des verewigten Herrn Dr. Adolf Jellinek nicht einmal in der Seitenstetten-Synagoge eine ihm, seiner seltenen Bedeutung, seinem umfassenden Wissen und seiner einzig dastehenden Beredsamkeit 2c. würdige Feier stattfand, ja, daß beim Abendgottesdienste nicht einmal ein Vorstandsmitglied anwesend war." — In einer westpreußischen Gemeinde hatte der Lehrer und Kantor derselben vor kurzem das Vergnügen, auf eine 25jährige Amtsthätigkeit zurückzublicken, ohne daß die Verwaltung es der Mühe wert gehalten hätte, dieses Tages auch nur durch einen schlichten Glückwunsch, dessen Uebersendung fünf Pfennig gekostet hätte, zu gedenken.

*i Dem eben erschienenen 53. Berichte des Vereins zur Beförderung der Handwerke unter den inländischen Juden"

in **Wien** für das Vereinsjahr 1893 ist die betrübende Thatsache zu entnehmen, daß sich derselbe infolge Aufhörens der Subvention des Baron Hirsch per 14 000 Gulden genötigt gesehen habe, die Vereinsthätigkeit und damit auch die Aufnahme von Zöglingen wesentlich zu reduzieren. Der Stand der letzteren ist demzufolge von 1198 im Vorjahre auf 795 zurückgegangen. Die Vereinsleitung richtet daher an die Glaubensgenossen einen warmen Appell um materielle Unterstützung, insbesondere apostrophiert werden die auswärtigen Kultusgemeinden, aus deren Mitte ja der allergrößte Teil der Zöglinge, die in der Obhut und Verpflegung des Vereins stehen, sich rekrutiert.

*w Selten wird eine Neuerung von den dabei Beteiligten mit so allgemeiner Anerkennung aufgenommen, wie die vom Rabbiner Herrn Dr. Kisch in der Meiselsynagoge in **Prag** eingeführte. Am Vorabende des Sabbat Bereschit hielt derselbe vor Schluß des Gottesdienstes eine Predigt, worin er die auffallende Erscheinung, daß der Sabbat, an welchem für das Synagogenjahr die Vorlesungen aus der Thora beginnen, kaum irgendwo zu homiletischem Vortrage benützt wird, mit einer nach den häufigen Feiertagen eingetretenen Ermüdung der Prediger wie der Hörer entschuldigte. Die eben gehaltene Rede, meinte Herr Dr. Kisch, solle aber eine Reihe von Vorträgen eröffnen, die je nach Ablauf von vierzehn Tagen an den Freitagabenden fortgesetzt werden. Das Thema dieser ersten Freitagabend-Predigt war die Einsetzung der Ehe. Wie wohlbegründet diese Neuerung ist, zeigt die starke Teilnahme, die bei diesen Vorträgen das durch einen Neubau erweiterte Gotteshaus in allen seinen Teilen mit Zuhörern füllte. Ein starkes Kontingent hierzu stellt die erwachsenere Jugend, die am Samstage durch den Besuch von Mittelschulen vom Gottesdienste fern gehalten ist. — Auch in Berlin wäre die Einrichtung von Freitagabendpredigten sehr am Platze.

* Aus **Riga** wird dem „Mem. Dmpfb." mitgeteilt: „Herr Dr. Ad. Ehrlich, der frühere Leiter der hiesigen Gemeindeschule, der auch als Prediger an der großen Synagoge fungiert hat und durch seine litterarischen Arbeiten hier, wie im Auslande als Gelehrter bekannt ist, ist zum Rabbiner nach Tilsit berufen worden. Diesem Rufe folgend, verläßt Herr Dr. Ehrlich unsere Stadt, wo er 18 Jahre lang so überaus segensreich gewirkt hat. In welch hohem Grade Herr Dr. Ehrlich sich dadurch Liebe und Hochachtung erworben, davon gab das am 24. d. M. ihm zu Ehren veranstaltete Festessen den besten Beweis. — Mit diesem Manne hat es eine gar eigentümliche Bewandnis. Als Dr. Ehrlich vor 18 Jahren von Berlin, woselbst er sich damals aufhielt, nach Riga berufen wurde, da mußte er zuvor sein russisches Bürgerrecht mit dem deutschen vertauschen und in Deutschland sich naturalisieren lassen, weil das Statut der Schule diese Bestimmung enthielt. Dieser Umstand hat dem Manne, da alles russifiziert werden sollte, seine Stelle gekostet. Seitdem der neue Zar zur Herrschaft gekommen ist, scheint der Druck nachgelassen zu haben, denn jüngst wurde dem Dr. Ehrlich wieder das Recht zugesprochen, in Rußland als Bewerber um Rabbinatsstellen auftreten zu können, auch wurde ihm sein Doktorgrad von zwei Ministerien bestätigt. Mittlerweile aber hatte er sich um die Stelle in Tilsit beworben und hatte unter den Bewerbern den Vorzug erhalten. In den nächsten Tagen wird der Genannte nun seine Stelle antreten. Wir wünschen dem Manne viel Glück in seinem neuen Amte." — Wir nicht minder.

*t. Die Gesellschaft für jüdische Kolonisation (Jewish Colonisation Assoziation) veröffentlicht soeben einen Bericht über die Ansiedlung russischer Emigranten in den Ackerbau-Kolonien in **Argentinien**. Das Aktionskomité in Petersburg hat insgesamt 3000 Personen über den Ozean befördert, welche sich in den Kolonien Mosesville (45 Familien), Mauricio (213 Familien), Clara (245 Familien), Sant' Antonio (56 Familien) niedergelassen haben. Jeder Familie wurden für den überlassenen fundus instructus, inbegriffen das Haus, 2500 Francs, eingerechnet, welcher Betrag zu amortisieren ist. Das dem Kolonisten überlassene Terrain wurde ungefähr ebenso hoch berechnet. Die Kolonisten erfüllen redlich ihre Verpflichtungen und haben Aussicht, nach zwölf Jahren einen völlig lastenfreien Grundbesitz innezuhaben. Unter den Kolonisten finden sich auch solche, welche über eigene Mittel in gewisser Höhe verfügt haben. Es ist vorgesehen, daß im nächsten Jahre neuerdings 200—300 Familien nach Sant' Antonio in Argentinien expediert werden. Der Gesamtertrag der letzten Ernte nach einer Ackerfläche von 15.200 Hektar kann auf eine Million Francs geschätzt werden. Die Gesellschaft beziffert ihr Vermögen auf 196.369 Pfund Sterling zumeist in Grundbesitz und in Guthaben an die Kolonisten.

* **Götterwechsel.** Wenn den Fetischverehrern Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche nicht in Erfüllung gehen, pflegen sie ihre unwillfährigen Fetische zu züchtigen und gebotenenfalls ganz außer Kurs zu setzen. So gehen z. B. Jakuten, Indianer und Südseeinsulaner vor. Die Römer hatten die „religio", die Götter sämtlicher unterworfenen Völker ins Pantheon aufzunehmen, um nicht die Rache der beleidigten fremdländischen Fetische sich zuzuziehen. Den Juden gegenüber, die keinen Fetischdienst hatten, befanden sie sich in größter Verlegenheit, indem sie, selbst ihre Größen wie Tacitus, eine Idee an eine einzige, unsichtbare Gottheit nicht begriffen. Auch dies war ein Grund mehr für den Judenhaß beim römischen Pöbel. Merkwürdige Blüten hat der Judenhaß in allen Ländern im Laufe der Geschichte hervorgebracht, desgleichen aber auch der Christenhaß bei einfachen Naturvölkern. Die Maori auf Neuseeland wurden ihrerzeit durch die christlichen Engländer derart in Verzweiflung gebracht, daß, als ein neuer Glaube (der Pai marire-Glaube) bei ihnen auftauchte, sie sich ihm zuwandten und christliche Missionare töteten. Als ein Schiff, die „Eclipse" genannt, bei Apotiki vor Anker ging, wurde es sofort mit Beschlag belegt, „und die Passagiere brachte man in Gewahrsam, Kapitän Levy blieb durchaus unbehelligt, weil er kein Christ, sondern ein Jude sei, und die Hauhaus (Neuseeländer) Wert darauf legen, mit dem auserwählten Volke Jehovahs in Verbindung zu stehen". Die unglücklichen Maori hatten zu sehr unter dem „Christentum" der Engländer leiden müssen und hofften nun auf den jüdischen Jehovah. (Siehe „Globus" 1866, Bd. 9, S. 7). Bekehrungen der Indianer finden außerordentlich leicht statt, aber sie sind ausnahmslos ohne bleibenden Erfolg, worüber unter allen Missionaren Stimmeneinhelligkeit herrscht.

---

* **Hier und dort.** Die Ahlwardt-Posse in der deutschsozialen Reformpartei hat noch immer kein Ende gefunden. In der Reichstagsfraktion soll es zu Auseinandersetzungen wegen des Ahlwardt'schen Programms gekommen sein; einstweilen scheut man sich noch, dem „hospitierenden" Bundschuh-Mann die Thür zu weisen. — Hrn. Sanitätsrat Dr. J. Blumenthal, hier, ist der russische St. Annen-Orden zweiter Klasse verliehen worden. — Die hiesigen Rechtsanwälte DDr. Moll und Tiktin sind zu Justizräten ernannt worden. — Hrn. Emil Jakob, in Firma Jakob und Valentin, wurde der Charakter eines Königl. Kommerzienrats verliehen. — Die Gattin des Hrn. Rabb. Dr. Olitzki in Allenstein, ist im noch nicht abgeschlossenen 24. Lebensjahre einem mehrmonatlichen Leiden, von welchem sie vergebens in unserer Stadt Heilung suchte, erlegen. Auf dem Friedhofe der Israelitischen Synagogengemeinde (Adaß Jisroel) wurde die Entschlafene bestattet; an ihrer Bahre sprach ihr Stiefvater, Hr. Lehrer und Prediger Hörter von hier — Zum 1. Religionslehrer und Substituten des Rabbiners in Königsberg ist Hr. Dr. Ludwig Pick, Rabb. in Pyritz, gewählt worden. — Max Bruchs biblisches Oratorium „Moses" erlebte am 19. Januar unter Leitung des Komponisten seine Erstlingsaufführung in der Barmer Konzertgesellschaft. — Hr. Kantor Schüftan ist von Grottkau nach Steinau, — Hr. Lehrer Hans von Hellstein nach Wächtersbach versetzt. — Hr. Lehrer Weill ist von Mur. Goslin nach Berlin übergesiedelt, sein Nachfolger ist Hr. J. Leyserowitz aus Mecklenburg. — Am 14. d. M. fand in Beuthen eine Verbands-Versammlung der Rabb. Oberschlesiens statt in welcher über mehrere wichtige Angelegenheiten beraten und Beschluß gefaßt wurde. — Die Gemeindevertretung in Wreschen hat beschlossen, noch im Laufe d. J. einen Rabb. anzustellen. Das Gehalt für denselben soll 3000 M. p. a. betragen. Der Bewerber muß den Nachweis akademischer Bildung führen und neben seinen rabbinischen Funktionen auch die Leitung der Gemeinde-Religionsschule, wie eine Zeit des Unterrichts an derselben, an der gegenwärtig drei Lehrer thätig sind, übernehmen. — Bei dem Feuer in der Nacht vom 7. auf den 8. d. M. in Strelitz ist unter vielen anderen unersetzlichen Kostbarkeiten auch die große Bibliothek des Landesrabbiners Dr. J. Hamburger total vernichtet worden, — eine Büchersammlung von 40 Jahren, über 5000 Bände stark. Außerdem befand sich in demselben Zimmer noch die neueste Auflage seines kürzlich vollendeten Riesenwerkes: Realencyklopädie für Bibel und Talmud, Abteilung I und Abteilung II, nebst drei Supplementen, jedes 1000 Exemplare, die der Verfasser selbst drucken ließ. Der Schaden beträgt mehr als 20 000 M. Ferner beklagt der Verfasser den Verlust einer großen Anzahl Manuskripte wertvollen Inhaltes, deren Schaden unersetzlich ist. Die Versicherungssumme ersetzt leider noch nicht den zehnten Teil des Schadens. — Ein Dresdener Einwohner gebrauchte in einer Wirtschaft gegen die Juden im allgemeinen beschimpfende Ausdrücke. Ein anwesender Jude fühlte sich hierdurch beleidigt und stellte Strafantrag. Das Schöffengericht gelangte jedoch zu einem freisprechenden Urteil, ebenso erkannte das Landgericht als Berufungsinstanz, es sei nicht erwiesen, daß durch die allgemeinen Schimpfreden auf die Juden der Kläger persönlich getroffen werden sollte und mitbeleidigt sei, wie er im Strafantrag betont hatte. — In Raab verschied der pensionierte Rabb. der dortigen Gemeinde, Dr. Salomon Ranschburg, im 79. Lebensjahre. Er hinterläßt eine 400 geschriebene Bogen umfassende talmudisch-rabbinische Encyklopädie. — In Also-Kubin wurde Dr. J. Horovitz, Rabb. aus Bistritz, und in Sillein Dr. Julius Klein zum Rabb. gewählt. — Rabb. Moses Bloch, Professor am Pester Rabb.-Seminar, an dem er seit dessen Errichtung Talmud lehrt, begeht am 15. künftigen Mts. seinen 80. Geburtstag, zu dessen Feier seine ehemaligen Schüler bereits Vorkehrungen treffen. — Im Lemberger allgemeinen Krankenhause haben kürzlich zwei Kranke, welche sich als Antisemiten deklarierten, jüdische Krankenzimmergenossen überfallen und mißhandelt, sowie in ihrer Wut Einrichtungsstücke zertrümmert. Gegen die Excedenten wurde die Strafanzeige erstattet. — Der im Oktober gegründete Verein „Réunion" in Zürich, eine Vereinigung, in welcher die Juden dieser Gemeinde eine Stätte finden sollen, einerseits für näheren freundschaftlichen Zusammenschluß durch Veranstaltung von geselligen Zusammenkünften, Anlässen (Abendunterhaltungen 2c.), andererseits für die notwendige Förderung der geistigen Bildung durch Abhaltung von Diskussions- und Vortragsabenden, Errichtung eines Lesezimmers und einer Bibliothek, zählt bereits 70 Mitglieder, darunter 20 verheiratete. Es ist die Aussicht vorhanden, daß infolge der bereits unter großer Beteiligung stattgehabten Diskussionsabenden die Zahl derselben demnächst sich bedeutend steigern wird. — Der berühmte hebräische Dichter und Schriftsteller A. B. Gottlober, zur Zeit in Bialystock, feierte am 18. Tebeth seinen 85. Geburtstag. Gottlober ist einer der ersten Kämpfer für die Aufklärung unter den Juden in Rußland (aus der sogen. „Berliner Schule").

Litteratur.

*d. **Maybaum Dr. S.**, „Predigten und Schrifterklärungen", Berlin, Weisstock 1894. — Die Sammlung enthält 39 gottesdienstliche Vorträge über das erste und zweite Buch Moses und einen Anhang von sechs Kasualreden. Die vorliegenden Reden, in der Berliner Synagoge gehalten, gehören zu den besseren Erzeugnissen der modernen Homiletik; sie zeichnen sich durch eine knappe populäre Fassung und durch eine einfache, das Gemüt ansprechende Diktion aus. Was wir darin vermissen, Midrascheregese u. a., mag auf Rechnung des Berliner Auditoriums gesetzt werden. — Zu den besten Auslegungen zählen wir Seite 5: „Füllet die Erde und bezwinget sie," d. h. nach Maybaums Betrachtung: Beschränket den Willen, daß er ein sittlicher Wille werde. Ferner der auch von Professor Lazarus einst so musterhaft erörterte Begriff „Volk", der in der gemeinsamen Sprache aller Volksgenossen am zutreffendsten erklärt wird, und „daß die Verschiedenheit der Sprachen die Einheit des Menschengeschlechts nicht aufhebe" (S. 10); die Unterscheidung zwischen Ehrliebe und Ehrgeiz (S. 24); das Zurückführen der Ethik, insbesondere der „Nächstenliebe" auf Religion (S. 36); die Einleitung zu den Patriarchenerzählungen, die M. als eine Bilderschrift hinstellt (S. 37); die Chanukkabetrachtung (S. 136); die witzig anmutende Zusammenstellung von Gotteshaus und Bethaus, wonach die oft leeren Tempel leider nur den Namen Gotteshäuser verdienen (S. 209); die Parallele von Menschenwort und Gotteswort (S. 211); die apologetische Rede (S. 263) gegen einen von Professor Berner 1891 gehaltenen Vortrag „Judentum und Christentum und ihre Zukunft" mit dem Schlußhinweis auf Renan, alle diese Reden dürften auch dem denkenden Leser viel Wohlgefallen abgewinnen. Weniger einleuchtend ist der Uebergang von David und Jonathan zu Jakob und Esau, wobei das Streben am „Mëinjano" zu bleiben zu sehr hervortritt. Das Schweigen der biblischen Erzählung über Rebeckas spätere Geschichte, welches Maybaum — wie er sagt — zu deuten „wagt": daß „die Mutter in Jakob völlig aufging" (S. 107), wird in der rabbinischen Exegese wirksamer illustriert. In

den Kasulreden (S. 295) übersetzt Maybaum eigenmächtig und eigentümlich „hakol bijde schamajim chuz mijirath schamajim alles liegt in Gottes Hand, nur nicht der religiöse Standort, (?) den wir hienieden erklimmen. (?) Störend sind einige Sprachhärten wie: „Geartung“, Zagnis“, „hochmutend Herz“, „Verzettelung der Barmherzigkeit.“ Als die gelungenste der dem Werke angehängten Gelegenheitspredigten darf die Konfirmanden-Ansprache mit der sinnigen Anwendung des Priestersegens gelten. Das Werk, dem hoffentlich bald die Predigten über das 3., 4., 5., Buch Moses folgen werden, sei besonders jungen Kanzelrednern auf das angelegentlichste empfohlen. (Wir wollen nicht verfehlen, die Reden besonders den Lehrer-Predigern, die nicht ganz auf eigenen Füßen stehen, zu empfehlen. Wir haben in der neueren pädagogisch-homiletischen Litteratur kein Buch gefunden, das den Bedürfnissen der predigenden Lehrer besser angepaßt wäre, als das von berufener Seite oben besprochene. Red.)

Briefkasten.

☞ Einem vielfach an uns herangetretenen Wunsche entsprechend, werden wir, wie dies auch bereits im vorigen Jahrgang in Aussicht gestellt, den weiteren Kreisen nicht recht verständlichen Titel unserer Zeitung von der nächsten Nummer ab ändern.

Hrn. S. L., Dornum. Ihre gelungene Katechese über „Fürchte Gott und den König“ kam für den heutigen Geburtstag des Kaisers zu spät; wir wollen sie bis zum nächsten Jahre reservieren.

Hrn. S. B., Lodz. Die Zensur läßt die betr. Nummern nicht passieren; wir haben dies erst erfahren, als wir eine Sendung rekommandieren ließen. Antwort gelegentlich.

Hrn. M. A., Kettwig. Wie Sie sehen, wird nun auch dem pädagogischen Teil d. Bl. sein Recht werden. Herzl. Dank für Ihre freundl. Worte!

An die Herren Reklamanten. Antwort im Laufe der nächsten Woche.

Titel und Inhaltsverzeichnis werden — endlich! — der nächsten Nr. beigelegt werden.

Hrn. J. R., Stralsund. Den Bericht über die letzte G.-V. der „Hilfskasse“ können wir nicht bringen, weil infolge eines Protestes die von der G.-V. vollzogenen Vorstandswahlen annulliert worden sind und eine neue G.-V. im März stattfinden soll. Infolge Annahme dieses Protestes und weil sie sich durch Aeußerungen eines Vorstandsmitgliedes in ihrer Standesehre verletzt gefühlt, haben außerdem die Herren Friedmann und Schönberger ihre Aemter niedergelegt. Das ist alles, was wir Ihnen mitteilen können.

Wochen-	Jan. 1895.	Tebeth 5655.	Kalender.
Freitag . . .	22	29	(Sabb.-Anf. 4,40)
Sonnabend . .	23	1	וארא (Sabb. Ausg. 5,24). [Sabb. Rosch-Chodesch].
Sonntag . . .	24	2	
Montag . . .	25	3	
Dienstag . . .	26	4	
Mittwoch . .	27	5	
Donnerstag . .	28	6	
Freitag . . .	29	7	

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 25. Januar, in allen Synagog. Abends 4¾ Uhr.

Sonnabend, den 26. Januar in der alten Synag. Morg. 8½ Uhr, in den übrigen Synag. Morg. 9 Uhr.

Predigten Vorm. 9½ Uhr: Alte Synag., Hr. Rabb. Dr. Ungerleider. Vorm. 10 Uhr: Kaiserstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Maybaum. **Jugendgottesdienst** Nachm. 3½ Uhr: Alte Synag. Hr. Rabb. Dr. Stier.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr. Synag. Morg. 7 Uhr. u. Abends 4½ Uhr. Neue Synag. u. Lindenstraße Morg. 7½ Uhr und Abends 4 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.